

# Die Wurzeln des Widerstandes. Theodor Haecker in der politischen Landschaft des frühen 20. Jahrhunderts – eine Spurensuche

Von Winfrid Halder

Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, ein Knecht jener Höflichkeit zu sein, die nur Furcht ist des Kommiss, einen Kunden, ich will sagen einen Leser, das hochgeehrte gebildete Publikum: meine Damen und Herren anzustoßen oder zu verlieren; einer Bastardhöflichkeit, die vom Ideal heidnischer Humanität gleichweit entfernt ist wie von der Güte des Heiligen.

Theodor Haecker, Satire und Polemik

## I. Vorbemerkung

Wenn Theodor Haecker heute aus historischer Perspektive überhaupt noch Beachtung findet, dann als kompromissloser Gegner des nationalsozialistischen Regimes, als Mentor der jungen Leute, welche die „Weiße Rose“ bildeten, und die ihren Mut allzu oft mit dem Leben bezahlten.<sup>1</sup>

Diese Feststellung korrespondiert mit der Tatsache, dass er als Autor in der Gegenwart beinahe nur noch durch die „Tag- und Nachtbücher“ präsent ist<sup>2</sup>, also mit seiner insgeheim und in vehementester Form verfassten Abrechnung mit

---

<sup>1</sup> Bereits Hans Rothfels, der 1948 (zunächst in englischer Sprache) das erste Standardwerk zum deutschen Widerstand vorlegte, hatte auf Haeckers Bedeutung in diesem Zusammenhang hingewiesen; vgl. Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung, Neuausgabe, Zürich 1994, S. 35. In jüngerer Zeit vgl. insbesondere Steffahn, Harald: Die Weiße Rose mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1993, bes. S. 52 ff.; Moll, Christiane: Die Weiße Rose, in: Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 323), Bonn 1994, S. 443–467, hier S. 446; Schüler, Barbara: „Geistige Väter“ der „Weißen Rose“: Carl Muth und Theodor Haecker als Mentoren der Geschwister Scholl, in: Lill, Rudolf (Hg.): Hochverrat? Neue Forschungen zur „Weißen Rose“, veränderte Neuausgabe Konstanz 1999, S. 101–128 sowie Jens, Inge/Jens, Walter: „Bücher frei von Blut und Schande“. Eine literarische Debatte aus den vierziger Jahren in Hinblick auf die ‚Weiße Rose‘ weitergedacht, in: Kießner, Michael/Schäfers, Bernhard (Hg.): „Weitertragen“. Studien zur Weißen Rose. Festschrift für Anneliese Knoop-Graf zum 80. Geburtstag, Konstanz 2001, S. 45–54.

<sup>2</sup> Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangte schon vor rund 20 Jahren Karin Masser; vgl. Masser, Karin: Theodor Haecker – Literatur in theologischer Fragestellung (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1 Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 904), Frankfurt/M. u. a. 1986, S. 5.

der NS-Herrschaft, deren Erstveröffentlichung im Jahre 1947 rund zwei Jahre nach Haeckers Tod erfolgte. Die „Tag- und Nachtbücher“ verdanken ihren – wenigstens im Vergleich zu Haeckers sonstigem literarischem Schaffen – noch erheblichen Bekanntheitsgrad vor allem der verdienstvollen Neuausgabe, die von Hinrich Siefken 1989 besorgt wurde.<sup>3</sup> Indessen sind etwa die Tagebücher des Dresdner Romanisten Viktor Klemperer, die aus der Sicht des Historikers als „Primärquelle“ gewisse Parallelen zu den „Tag- und Nachtbüchern“ aufweisen<sup>4</sup>, zweifellos heute ungleich mehr Menschen bekannt als Haeckers Notate. Dies hat sicherlich nicht zuletzt damit zu tun, dass Klemperers Schilderungen zumeist eine direkte Spiegelung der alltäglichen Lebenswelt in einer totalitären Diktatur darstellen, also für historisch interessierte Laien ohne große Schwierigkeiten zugänglich sind. Das kann man von den über weite Strecken aphoristisch gehaltenen und abstrakten Reflexionen nachgehenden „Tag- und Nachtbüchern“ beileibe nicht behaupten. Und erst recht Haeckers in den 1930er-Jahren in rascher Folge erschienene Bücher, die der NS-Ideologie für jeden aufmerksamen Leser von damals unmissverständlich aus christlicher Überzeugung heraus eine entschiedene Absage erteilten, Haeckers Bücher also – „Was ist der Mensch?“ (1933), „Schöpfer und Schöpfung“ (1934), „Der Christ und die Geschichte“ (1935), „Schönheit. Ein Versuch“ (1936) sowie „Der Geist des Menschen und die Wahrheit“ (1937) –, deren Kenntnis es überhaupt erst ermöglicht, die in den „einsamen Schreibenächten“<sup>5</sup> seit 1939 hingeworfenen Zeilen der „Tag- und Nachtbücher“ hinsichtlich ihres weltanschaulichen Hintergrundes ganz zu verstehen, schlägt wohl kaum noch jemand auf.

Wäre da also nicht Haeckers Beziehung zum Widerstand gegen das NS-Regime, und damit zur wichtigsten Traditionslinie in der historischen Selbstlegitimation der Bundesrepublik Deutschland, dann wäre sein Name längst völlig vergessen, wenigstens was die Historiker angeht. Zwei Ausnahmen dürfen freilich nicht unerwähnt bleiben, nämlich der seit 1938 in Freiburg i. Br. lehrende Wirtschaftshistoriker Clemens Bauer und dessen Schüler und Nachfolger Hugo Ott. Bauer gehörte in den 1920er-Jahren dem Münchner Freundeskreis Haeckers an<sup>6</sup> und er verfasste das Nachwort zum letzten Band der Haeckerschen Werkausgabe, der 1967 erschien. Darüber hinaus hat er sich mehrfach öffentlich bemüht, etwa auch durch Rundfunkvorträge, das Andenken an Haecker wach-

<sup>3</sup> Vgl. Haecker, Theodor: Tag- und Nachtbücher 1939–1945. Erste vollständige u. kommentierte Ausgabe, hg. v. Hinrich Siefken (Brenner-Studien, Bd. IX), Innsbruck 1989.

<sup>4</sup> Vgl. Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945, 2 Bde., Berlin 1995/96. Seither zahlreiche Auflagen, Verfilmung 1999, 2007 auf CD-Rom erschienen.

<sup>5</sup> Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 94.

<sup>6</sup> Vgl. Ott, Hugo: Bauer, Clemens, in: Ottnad, Bernd (Hg.): Badische Biographien. Neue Folge, Bd. II, Stuttgart 1987, S. 18–22.

zuhalten. Meinem Doktorvater Prof. Dr. Hugo Ott<sup>7</sup> verdanke ich die Kenntnis dreier einschlägiger Manuskripte Bauers, so wie ich ihm überhaupt die Begegnung mit Haecker verdanke.

Wenn unter den Historikern Clemens Bauer und Hugo Ott als Ausnahmen hinsichtlich ihres Bemühens um Haeckers Andenken genannt wurden, so müssen Hermann Kunisch<sup>8</sup> und Hinrich Siefken<sup>9</sup> unter den Literaturwissenschaftlern hervorgehoben werden. Sie stehen freilich ziemlich allein und bei den Philosophen sieht es kaum anders aus. Seitdem Eugen Blessing im Jahre 1959 seine Studie zu „Gestalt und Werk“ Haeckers vorgelegt hat<sup>10</sup>, ist keine Hand voll größerer einschlägiger Arbeiten hinzugekommen.<sup>11</sup> Und wiederum bezeichnend ist, dass der zum 50. Todestag 1995 erschienene Gedenkband mehrheitlich Texte von Autoren vereinigt, die mit Haecker noch persönlich verbunden waren und Erinnerungstexte verfasst haben. Unter denen, die sich hier in wissenschaftlicher Form mit Haecker auseinandergesetzt haben, befand sich kein Historiker.<sup>12</sup>

Dass es für das geringe Interesse vonseiten der historischen Zunft an Haecker auch spezifische Gründe gibt, die gerade in seiner Person liegen, darauf wird unten einzugehen sein. Für den Augenblick mag die diesen ersten Zugang resümierende Feststellung genügen, dass die Erinnerung an Theodor Haecker beinahe ausschließlich durch seine Rolle als Gegner der nationalsozialistischen Diktatur noch ein Stück, wenngleich nur ein kurzes Stück weit lebendig ist.

<sup>7</sup> Zu Haecker vgl. auch Ott, Hugo: Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt/M., New York 1988, S. 255 ff.

<sup>8</sup> Hermann Kunisch hat sich wiederholt über Haecker geäußert, auch dafür gesorgt, dass dessen Name im „Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur“ Berücksichtigung fand, solange Kunisch selbst dafür verantwortlich zeichnete; vgl. Kunisch, Hermann: Haecker, Theodor, in: Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, begründet von Hermann Kunisch, fortgeführt von Hermann Wiesner, ergänzt und erweitert von Sibylle Cramer, 2., erw. u. akt. Aufl., München 1987, S. 208–209. Noch kurz vor seinem Tod hat Kunisch Haeckers Leistungen gewürdigt: Kunisch, Hermann: Theodor Haecker als Literaturkritiker, in: Bossle, Lothar/Pottier, Joel (Hg.): „... aus einer chaotischen Gegenwart hinaus ...“ Gedenkschrift für Hermann Kunisch, Paderborn 1996, S. 53–65.

<sup>9</sup> Vgl. insbesondere Hanssler, Bernhard/Siefken, Hinrich (Hg.): Theodor Haecker. Texte, Briefe Erinnerungen, Würdigungen (Esslinger Studien, Schriftenreihe, Bd. 15), Esslingen 1995 sowie Siefken, Hinrich: Vom Bild des Menschen. Die Weiße Rose und Theodor Haecker, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993), S. 361–380. Beteiligt war Siefken auch an Fürst, Gebhard/Kastner, Peter/Siefken, Hinrich: Theodor Haecker (1879–1945). Verteidigung des Bildes vom Menschen (Hohenheimer Protokolle 55), Stuttgart 2001.

<sup>10</sup> Vgl. Blessing, Eugen: Theodor Haecker. Gestalt und Werk, Nürnberg 1959.

<sup>11</sup> Vgl. Masser, Haecker. Die Arbeit von Masser weist jedoch gerade im ersten, biographischen Teil (S. 13–44) zahlreiche Unzulänglichkeiten und Ungenauigkeiten auf, die wohl darauf beruhen, dass einige wichtige Texte zu Haeckers Leben ignoriert wurden (so etwa Clemens Bauers Nachwort in der Werkausgabe oder Curt Hohoffs Erinnerungen an Haecker; vgl. Hohoff, Curt: Theodor Haecker. Eine Erinnerung, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 145–160 [zuerst 1979]). Vgl. außerdem Mayr, Florian: Theodor Haecker. Eine Einführung in sein Werk (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 13), Paderborn u. a. 1994. Mayr hat seine Arbeit konsequent werkorientiert angelegt und Haecker als Person praktisch vollständig ausgeklammert. „Satire und Polemik“, Haeckers Frühwerk, das hier im folgenden eine zentrale Rolle spielen wird, hat bei Mayr nur vergleichsweise geringe Beachtung gefunden.

<sup>12</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker.

Hierbei handelt es sich regelmäßig um eine Erinnerung, die sich letztlich in Stichworten erschöpft, ohne Näheres zur Person Haeckers mitzuteilen. Immerhin, das mag nicht allzu gering geschätzt werden: Das insbesondere für die jüngere Generation zur Informationsgewinnung so wichtige Medium des Internet erbringt eine beachtliche Anzahl von „Treffern“, wenn der Name Haeckers in eine der üblichen „Suchmaschinen“ eingegeben wird. Da zeigt sich etwa, dass das offene Internetnachsschlagewerk „Wikipedia“ einen knappen Artikel bietet<sup>13</sup> oder auch, dass die Internetseite der Bundeszentrale für politische Bildung die Beziehung der „Weißen Rose“ zu Haecker durchaus vermerkt.<sup>14</sup> Und ein unbedingtes Lob gebührt nicht zuletzt dem Deutschlandfunk, der an Haecker sowohl zu dessen 125. Geburtstag am 4. Juni 2004 wie auch zu dessen 60. Todestag am 9. April 2005 erinnerte.<sup>15</sup> Das, was hier zu erfahren ist, gleicht freilich dem, was auch gedruckte Nachschlagewerke – wie etwa die „Deutsche Biographische Enzyklopädie“<sup>16</sup> über Haecker mitteilen: Nämlich dass er Gegner des NS-Regimes war, ansonsten Schriftsteller, Kulturkritiker, katholisch, 1879 in Eberbach geboren, 1945 in Ustersbach bei Augsburg gestorben. C'est tout.

Das ist wenig, zu wenig, wenn es einem darum tun ist, die Frage zu beantworten, was Haecker auf den Weg in den Widerstand<sup>17</sup> gegen das NS-Regime gebracht hat, wo diese widerständige Haltung eigentlich wurzelte, wo der Mann Haecker *politisch betrachtet* stand, und zwar nicht erst nach dem 30. Januar 1933 – denn zu diesem Zeitpunkt war er fast 54 Jahre alt und in diesem Alter beginnt man in der Regel nicht erst, grundlegende Überzeugungen auszuprägen.

Die Leitfrage der folgenden Untersuchung lautet also: Welche politische Position bezog Theodor Haecker vor 1933, mit welchen Voraussetzungen erlebte er die Installierung der Regierung Hitler? Diese Frage verdient nicht zuletzt deshalb Beachtung, weil Haecker ja bereits bis dahin Zeitgenosse zweier sehr unterschiedlicher politischer Systeme in Deutschland gewesen war, nämlich des (Zweiten) Kaiserreichs und der Weimarer Republik.

<sup>13</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Theodor\\_Haecker](http://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Haecker) (Zugriff 01. 06. 2005).

<sup>14</sup> Vgl. <http://www.bpb.de/themen/QZ19UT,9,0,Glossar.html> (Zugriff 01. 06. 2005).

<sup>15</sup> Vgl. <http://www.dradio.de/dlf/wirerinnern/271906> bzw. <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/wirerinnern/363062> (Zugriff 02. 06. 2005). In letzterer Sendung wurde allerdings fälschlich behauptet, Haecker sei am 09. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet worden.

<sup>16</sup> Vgl. Killy, Walther/Vierhaus, Rudolf (Hg.): Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 4, München u. a. 1996, S. 303; etwas ausführlicher vgl. auch Vollnhals, Clemens: Haecker, Theodor, in: Benz, Wolfgang/Graml, Hermann (Hg.): Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik, München 1988, S. 121–122 sowie Blessing, Eugen: Haecker, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 7, Berlin 1966, S. 425–427.

<sup>17</sup> Der Autor verzichtet an dieser Stelle bewusst auf ein Eingehen auf den komplexen Widerstandsbegriff; Haecker war kein aktiver Angehöriger des deutschen Widerstandes in dem Sinne, dass er etwa an Überlegungen oder gar Planungen zum Sturz des NS-Regimes aktiv teilgenommen hätte. Daran aber, dass er dem Kreis der „Weißen Rose“ ein weltanschauliches „Gegenmodell“ vermittelt hat, das überhaupt erst Voraussetzung dafür war, dass sich dessen Angehörige zum aktiven Eintreten gegen die nationalsozialistische Herrschaft entschlossen, besteht kein Zweifel.

## II. Zur Herangehensweise – Haecker lesen als Historiker

Die Aufgabe, Theodor Haecker dezidiert politisch einzuordnen, also nicht, wie immerhin verschiedentlich geschehen, seinen literaturwissenschaftlichen oder philosophischen Standort zu bestimmen, bedeutet Neuland zu betreten, dies insbesondere wenn sich der Blick auch noch vorrangig auf die Zeit vor 1933 richten soll. In dem erwähnten Gedenkband von 1995 etwa hat sich lediglich Volker Eid ausdrücklich damit befasst, Haeckers Haltung dahingehend zu untersuchen, ob dieser nun ein „homo politicus“ war oder nicht. Doch Eid urteilt hier als Theologe, er bleibt abstrakt.<sup>18</sup> Das hilft dem Historiker nicht viel weiter, denn Historiker denken – zumindest auf der Ebene der Recherche – konkret. Hier interessiert also für den Augenblick gar nicht, ob Haecker nun ein „homo politicus“ war oder nicht, der Blick richtet sich hier vielmehr auf Haecker als Mensch, der in konkreten sozialen und politischen Bezügen geboren wurde, aufwuchs und lebte. Genauer: die Leitfrage richtet sich auf Haeckers Verhältnis zur autoritären Monarchie und zur demokratischen Republik.

Dass der insgesamt dürftige bisherige Forschungsstand zu Haecker generell beim Versuch der Beantwortung dieser Frage nicht sehr weit trägt, wurde schon dargelegt. Umso intensiver muss sich folglich der Blick auf die relevanten Quellen richten. Haecker hat nicht erst nach dem 30. Januar 1933 zu publizieren begonnen, seine ersten Veröffentlichungen fallen vielmehr bereits in die Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg.<sup>19</sup> Material genug scheinbar, um einer historischen Analyse unterzogen zu werden.

Allein bei genauerem Hinsehen ist festzustellen, dass der für die hier verfolgte Fragestellung relevante Quellenfundus rapide schrumpft. Eine Durchsicht des chronologischen Werkverzeichnisses Haeckers zeigt, dass der Schwerpunkt seines Schaffens vor 1933 im Bereich der Übersetzungen lag. Der Umstand, dass Haecker Entscheidendes beigetragen hat zur Rezeption Sören Kierkegaards und John Henry Newmans in deutscher Sprache, bedarf hier keiner weiteren Erläuterung. Bei den von 1913 bis einschließlich 1932 ausgewiesenen 87 Positionen in Haeckers Bibliographie handelt es sich in 41 Fällen um Übersetzungen (neben Kierkegaard und Newman sind natürlich auch Vergil, Francis Thompson sowie Hilaire Belloc zu nennen). Wenn man von einigen wenigen broschüreartigen Publikationen absieht, sind von Haecker vor 1933 nur drei Bücher erschienen, in denen er nicht als Übersetzer auftrat, sondern als eigenständiger Autor. Es han-

<sup>18</sup> Vgl. Eid, Volker: *Privilegiertes Denken? Wiederbegegnung mit Theodor Haecker in der Perspektive von Walter Benjamin und Max Horkheimer*, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 261–270, S. 265 ff.

<sup>19</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

delt sich um die beiden Sammelbände „Satire und Polemik“ von 1922<sup>20</sup> und „Christentum und Kultur“ von 1927<sup>21</sup> sowie um Haeckers allerdings insgesamt erfolgreichstes Buch, nämlich „Vergil, Vater des Abendlandes“, das zuerst 1931 erschien.<sup>22</sup> Zwischen 1933 und 1945 wurden dann insgesamt 53 Arbeiten Haeckers publiziert. Darunter sind nur noch zwölf Übersetzungen, aber alle fünf selbständigen Bücher, die Haecker außer dem „Vergil“ zu Lebzeiten veröffentlicht hat, und die wie letzteres Buch zum Teil in kurzer Zeit mehrfach aufgelegt wurden. Vom „Vergil“ erschienen darüber hinaus mehrere Übersetzungen in unterschiedlichen europäischen Sprachen.<sup>23</sup>

Die Schwerpunktverlagerung in Haeckers Schaffen vor und nach 1933 hat durchaus eine tiefere Bedeutung, auf die zurückzukommen sein wird. Für den Augenblick genügt es festzuhalten, dass die für den hier verfolgten Zweck zur Verfügung stehenden Quellen, will heißen unmittelbare Äußerungen Haeckers, trotz des imponierenden Umfangs von dessen Publikationsliste bereits vor 1933, näher besehen hinsichtlich ihrer Zahl zusammenschrumpfen. Denn die Übersetzungen müssen – unter dem Aspekt der Suche nach „Primärquellen“ – ausgeschieden werden. Und mit Blick auf ihre thematische Relevanz für die Analyse von Haeckers im engeren Sinne politischen Standort entfällt auch die Mehrzahl seiner Aufsätze; vor allem diejenigen, die Haecker seit 1923 in Carl Muths Zeitschrift „Hochland“ veröffentlichte. Denn diese waren zumeist auf philosophische, literarische sowie ästhetische Themen bezogen. Haecker war, diese Kennzeichnung mag auf den ersten Blick banal erscheinen, kein politischer Publizist im Sinne der kontinuierlichen und auf Einzelfragen gerichteten Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen der Tagespolitik. Diese Feststellung ist gleichwohl notwendig, um zu begründen, dass einerseits in die Betrachtung hier nur vergleichsweise sehr wenige Texte Haeckers einbezogen werden können, und dass andererseits selbst diese ihren politischen Gehalt oft eher andeuten, als klar aussprechen. Für die hier gewählte Fragestellung kommt, wie zu zeigen sein wird, folgenden Publikationen Haeckers vorrangige Bedeutung zu: An erster Stelle dem Band „Satire und Polemik“ sowie dem Aufsatz „Der politische Mord“, der 1931 publiziert wurde.

<sup>20</sup> Hier verwendete Ausgabe: Haecker, Theodor: *Satire und Polemik 1914–1920*, Innsbruck 1922.

<sup>21</sup> Hier verwendete Ausgabe: Haecker, Theodor: *Christentum und Kultur*, 2. Aufl., München, Kempten 1946.

<sup>22</sup> Hier verwendete Ausgabe: Haecker, Theodor: *Vergil, Vater des Abendlandes*, 4., vom Verfasser um ein Geringfügiges geänderte Aufl., schweizer Ausgabe, Zürich 1946.

<sup>23</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 283 ff.

### III. Haeckers politischer Standort vor 1933 – Annäherungen

#### 1.) Anmerkungen zu Herkunft und (politischer) Erfahrungswelt Haeckers bis zur Veröffentlichung von „Satire und Polemik“ (1922)

Wenn es einem Historiker darum geht, den politischen Standort einer Person zu ermitteln, so liegt üblicherweise zunächst eine biographische Herangehensweise nahe. Denn die Beleuchtung der chronologischen, geographischen und sozialen Dimension der Herkunft einer Person ermöglicht die Kontextualisierung eines Lebens und liefert zumindest Hinweise auf das, was wir politische Sozialisation nennen. Insofern erscheint es auf den ersten Blick lohnend, sich auch im Falle Haeckers mit seiner Herkunft auseinanderzusetzen, denn natürlich machte dieser von der Regel, dass wir alle in unserem Denken und Handeln von konkreten, historisch bestimmbareren Voraussetzungen abhängen, keine Ausnahme.

Doch hier stellt sich dem anvisierten Unterfangen das nächste Problem entgegen. Theodor Haecker war als Autor von einiger Prominenz in den 1920er- und 1930er-Jahren eine öffentlich bekannte Persönlichkeit. Dies lässt sich leicht belegen, etwa durch Zeitungsartikel, die über von Haecker gehaltene Vorträge erschienen. Er konnte es sich auch erlauben, Anfang 1929 für einen Vortrag 100 Reichsmark Honorar zu verlangen.<sup>24</sup> Das entsprach damals etwa einem Viertel des Monatsgehalts eines mittleren Beamten.<sup>25</sup> Haecker selbst erwähnte gegenüber Ludwig von Ficker schon Mitte der 1920er-Jahre wiederholt seine erfolgreichen Vortragsreisen; er hob dabei etwa auch hervor, dass er sogar in Dresden vor mehreren Hundert Zuhörern gesprochen habe.<sup>26</sup> Er hat dies zweifellos mit Recht betont, denn einerseits sprach Haecker über die Themen, zu denen er auch seine Aufsätze veröffentlichte, und das waren nicht gerade „leichte“, auf Publikumerfolg angelegte Dinge. Diverse dieser Vorträge sind in den 1927 erschienenen Sammelband „Christentum und Kultur“ eingegangen. Die hohe Zahl der Zuhörer in Städten wie Trier oder Düsseldorf, wo die Bevölkerung ganz überwiegend katholisch war, erstaunt dabei weniger als der Umstand, dass Haecker offenbar auch in der protestantisch geprägten sächsischen Landeshauptstadt mit einem Katholikenanteil von damals unter vier Prozent solche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermochte. Bernhard Hansler erinnerte sich, dass Haecker spätestens nach Erscheinen seines Vergil-Buches ein „berühmter Mann“ gewesen sei.<sup>27</sup>

<sup>24</sup> Vgl. Hansler/Siefken, Haecker, S. 101.

<sup>25</sup> Vgl. Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland, Lizenzausgabe, Köln 2005, S. 252 f.

<sup>26</sup> Vgl. Ficker, Ludwig von: Briefwechsel 1926–1939 (Brenner-Studien, Bd. XI), hg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr u. Anton Unterkircher, Innsbruck 1991, S. 12 u. S. 47.

<sup>27</sup> Vgl. Hansler, Bernhard: Drei Kapitel Theodor Haecker: Persönliche Erinnerungen – Im Schatten der Zeit – Christentum und Kultur, in: Hansler/Siefken, Haecker, S. 221–230; hier S. 224.

Trotz seines nicht unerheblichen Bekanntheitsgrades also ist es ihm gelungen, als Person hinter dem Werk so gut wie vollständig unsichtbar zu bleiben. Unnötig zu sagen, dass von Theodor Haecker keine Autobiographie existiert, für das Unternehmen einer Selbstbeschreibung hatte er nur Spott übrig. Aber auch andere Quellen, die in der Geschichtswissenschaft heute gerne als „Ego-Dokumente“ bezeichnet werden, sind kaum vorhanden. Die von Bernhard Hanssler und Hinrich Siefken aus dem fragmentarischen Nachlass im Marbacher Literaturarchiv veröffentlichten Briefe, die zwischen 1914 und 1933 datiert sind, stellen über weite Strecken nicht mehr als nüchterne Informationsschreiben dar. Persönliches erscheint, wenn überhaupt, nur in knappen Mitteilungen zum Wohlergehen von Haeckers Ehefrau und seinen drei Kindern. Für den hier verfolgten Zweck sind sie so gut wie nutzlos.<sup>28</sup> Nur gelegentlich hilfreiche Hinweise finden sich in Haeckers Korrespondenz mit Ludwig von Ficker.<sup>29</sup> Haecker hat über sich selbst als einen nahezu hermetisch dichten Mantel des Schweigens gebreitet.

Bleibt die Hoffnung auf Mitteilungen von dritter Seite, die Hoffnung darauf, dass Menschen, die mit Haecker persönlich verbunden waren, hier Verwertbares mitgeteilt haben. Da wäre etwa Haeckers Tochter Irene zu nennen; sie hat 1993 mit Hinrich Siefken über ihren Vater gesprochen. Der 1995 veröffentlichte Text lässt indessen wohl einiges von der familiären Atmosphäre im Hause Haecker erahnen, es handelt sich jedoch um sehr persönliche Erinnerungen, die kaum etwas zur Beantwortung unserer Fragestellung beitragen.<sup>30</sup> Ähnlich verhält es sich mit den Mitteilungen, die Gerhard Schreiber, der Sohn von Haeckers langjährigem Freund und Arbeitgeber, an gleicher Stelle gemacht hat.<sup>31</sup> Beide waren im Übrigen in der Zeit vor 1933 noch Kinder.

Curt Hohoff, seinerseits mit einem Erinnerungstext in Hansslers und Siefkens Sammelband vertreten, der zu den Jüngeren in Haeckers Münchner Freundeskreis zählte (geb. 1913), also als junger Erwachsener des öfteren auch in privaten Kontakt mit diesem kam, hat es so formuliert: „Haecker existierte schon zu Lebzeiten nur als Schriftsteller, als Autor. Über den Menschen wusste man so gut wie nichts. Er sprach nicht darüber. Auch die engsten Freunde haben gewisse Umstände nie erfahren, was es nämlich auf sich hatte mit seiner Herkunft und Jugend.“<sup>32</sup> Wenn Hohoff dann im Folgenden dennoch einiges mitteilen konnte,

<sup>28</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 87 ff.

<sup>29</sup> Vgl. Ficker, Ludwig von: Briefwechsel 1914–1925 (Brenner-Studien, Bd. VIII), hg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlagel, Franz Seyr u. Anton Unterkircher, Innsbruck 1988; Ders.: Briefwechsel 1926–1939; Ders.: Briefwechsel 1940–1967 (Brenner-Studien, Bd. XV), hg. v. Martin Alber, Walter Methlagel, Anton Unterkircher, Franz Seyr u. Ignaz Zangerle, Innsbruck 1996.

<sup>30</sup> Vgl. Straub, Irene: Erinnerungen an meinen Vater Theodor Haecker, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 173–180.

<sup>31</sup> Vgl. Schreiber, Gerhard: Meine Erinnerungen an Theodor Haecker, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 181–194.

<sup>32</sup> Hohoff, Haecker, S. 145.

wie etwa zu den familiären Verhältnissen, aus denen Haecker stammte, so wurde er dazu nur durch einen Brief eines namentlich nicht genannten Veters von Haecker in die Lage versetzt, der von 1946 stammt. Nach Hohoffs eigener Aussage ist dieses Schreiben jedoch „schwer lesbar“ und er teilt nicht mit, wo sich dieser Brief befindet. Es besteht keine Veranlassung, an Hohoffs Einschätzung zu zweifeln, dass dieser Brief „sachlich vertrauenswürdig“ sei<sup>33</sup>, der Historiker muss gleichwohl feststellen, dass eine derartige Quelle nur bedingt aussagekräftig ist. Clemens Bauer, der nicht ohne einen gewissen Stolz darauf verweist, dass er sich zu den Freunden Haeckers rechnen durfte, hat nicht von ungefähr auf die Schwierigkeit hingewiesen, ein „Bildnis des Menschen“ Haecker zu zeichnen, da es „selten einen leiseren Menschen in jedem Sinne gegeben“ habe.<sup>34</sup> Ludwig von Ficker, der als Haeckers zeitweiliger Verleger viele Jahre in persönlichem Kontakt mit diesem stand, täuschte sich wohl nicht, als er 1926 schrieb, dass er den Eindruck gewonnen habe, Haecker sei trotz der „Anhänger“, die ihn umgaben, „vereinsamer als je“.<sup>35</sup> Offenbar blieb selbst gegenüber den Freunden stets eine gewisse Distanz bestehen.

Wir wissen also unter dem Strich, wenn man einmal von einigen dürren Daten absieht, annähernd nichts über den Lebensweg Theodor Haeckers, jedenfalls so gut wie nichts aus erster Hand. Die Verslossenheit Haeckers hinsichtlich seiner eigenen Person muss jeden potentiellen Biographen schon im Ansatz verzweifeln lassen. Er zwingt noch posthum den sich ihm nähernden Historiker wenigstens streckenweise zu methodisch naturgemäß unsicheren Spekulationen. Dennoch mag es gewagt werden, Haeckers Lebensweg vor 1933 wenigstens in einen weiteren historischen Kontext einzuordnen.

Haecker, geboren 1879, war, diese Feststellung mag zunächst vordergründig erscheinen, biographisch betrachtet ein Mensch, der wesentlich durch das vorletzte, das 19. Jahrhundert geprägt wurde. Haecker war fast 11 Jahre alt, das dürfte die Lebenswelt, in der er aufwuchs, ein erstes Stück weit erhellen, als Otto von Bismarck 1890 aus dem Amt des Reichskanzlers und damit aus der aktiven Politik ausschied.<sup>36</sup> Es war mithin das „wilhelminische“ Kaiserreich, in dem Haecker zum jungen Erwachsenen heranwuchs. Wilhelm II. war Kaiser seit 1888; der dritte und letzte Kaiser des 1870/71 gegründeten Deutschen Reiches firmiert noch immer als Symbolgestalt nationaler Selbstüberhebung der Deut-

<sup>33</sup> Vgl. Hohoff, Haecker, S. 149.

<sup>34</sup> Vgl. [Bauer, Clemens]: Manuskript, ohne Überschrift, nicht datiert [vermutlich 1945], S. 1 (im Besitz des Verfassers).

<sup>35</sup> Vgl. Ficker, Briefwechsel 1926–1939, S. 27. Freilich wies er zugleich darauf hin, dass Haecker das Glück habe, in einer einträchtigen Familie zu leben.

<sup>36</sup> Vgl. Ullrich, Volker: Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871–1918, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1999, S. 113 ff.

schen, welche in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges mündete.<sup>37</sup> Heinrich Mann hat in seinem vor 1914 geschriebenen, aber erst 1918 in Deutschland veröffentlichten Roman „Der Untertan“<sup>38</sup> mit dem unsäglichen Diederich Heßling den Archetypus des „wilhelminischen Menschen“ geschaffen: Die autoritäre Regierungsform bejahend, militaristisch, intellektuell beschränkt, stramm schwadronierend von „Deutschlands Größe“.<sup>39</sup> Wenn Mann hier gewiss auch einiges überzeichnet hat, die Heßlings hat es gegeben, auch in Haeckers Lebenswelt. Heßlings idealtypischer Heimatort „Netzig“ hatte sicherlich einiges gemein mit Haeckers Heimatstadt Esslingen, wohin er als Vierjähriger mit den Eltern kam. Kleinstädtisch, bieder, provinziell. Der Vater Haecker gehörte als Ratsschreiber und Armenpfleger der Stadt dem örtlichen Bürgertum an.

Und dennoch: Wir dürfen wohl unterstellen, dass der junge Haecker bereits frühzeitig ein zumindest zwiespältiges Verhältnis zur wilhelminischen Mentalität entwickelte. Zum einen, weil er aus Süddeutschland stammte und den größten Teil seines Lebens auch im süddeutschen Raum verbracht hat. Haecker wurde als Untertan des Königs von Württemberg geboren – und das Königreich Württemberg hatte 1866, wie das benachbarte Großherzogtum Baden und das Königreich Bayern, an der Seite Österreichs gegen die Durchsetzung der Hegemonie Preußens gefochten. Vergeblich gefochten, wie wir wissen. Württemberg wurde in die österreichische Niederlage hineingezogen, geriet endgültig in machtpolitische Abhängigkeit des mächtigen Preußen. Und daher zogen die Soldaten des in Stuttgart residierenden Königs auch 1870 in den unter preußischer Führung gegen Frankreich geführten Krieg. Dieser Krieg wurde siegreich beendet, das Königreich Württemberg wurde Teil des neu gegründeten Deutschen Reiches. Wenngleich wohl die Mehrheit der Württemberger den Eintritt in das Reich bejahte, die Unterwerfung unter die preußische Vormundschaft erfolgte hier wie anderwärts im „dritten Deutschland“ vielfach mit deutlicher und dauerhafter Reserve.<sup>40</sup>

Es gibt immerhin ein Indiz dafür, dass es im schwäbischen Elternhaus Haeckers auch so war: Der Vater August Theodor Haecker (1853–1915) nämlich hat-

<sup>37</sup> Die Literatur zur Person und historischen Bedeutung Wilhelms II. ist längst unüberschaubar geworden; eine neuere, um differenziertes Urteil bemühte Darstellung liegt vor mit Krockow, Christian Graf von: Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biografie einer Epoche, Berlin 2002 [TB-Ausgabe]. Neuerdings unterschiedliche Wertungen abwägend Mommsen, Wolfgang J.: Wilhelm II. als König von Preußen und deutscher Kaiser, in: Ders.: Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters (Lizenzausgabe in der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 439), Bonn 2004, S. 61–78.

<sup>38</sup> Vgl. Schoeller, Wilfried F.: Heinrich Mann. Bilder und Dokumente, 2. Aufl., München 1991, S. 31 ff.

<sup>39</sup> Unübertrefflich in ihrer satirischen Zuspitzung ist die Ansprache, die Heinrich Mann Heßling am Ende des Buches halten lässt; vgl. Mann, Heinrich: Der Untertan, 28. Aufl., München 1985 [TB-Ausgabe], S. 355 ff.

<sup>40</sup> Vgl. Naujoks, Eberhard: Württemberg 1864 bis 1866, in: Schwarzmaier, Hansmartin (Hg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3 Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, Stuttgart 1992, S. 333–432; S. 333 ff.

te als junger Mann im württembergischen Heer 1870/71 gegen Frankreich Kriegsdienst geleistet.<sup>41</sup> Offenbar hat er die Teilnahme am siegreich geführten Feldzug nicht verklärt, auch mit großer zeitlicher Distanz nicht. August Haecker entzog sich damit der vorherrschenden Tendenz der beinahe schrankenlosen Verherrlichung alles Militärischen, die für die wilhelminische Zeit kennzeichnend ist.<sup>42</sup> Gerade die militaristische Grundstimmung macht es also bemerkenswert, dass August Haecker seinen Sohn 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges davor warnte, sich freiwillig zum Militär zu melden.<sup>43</sup> Dies verdient hervorgehoben zu werden, denn gerade in den bürgerlichen Schichten in Deutschland war das „Augusterlebnis“ 1914, also die euphorische Reaktion auf Mobilmachung und Kriegsausbruch, am wirkungsmächtigsten.<sup>44</sup> Der Vater Haecker brachte also, anders als so viele andere aus vergleichbarem sozialem Kontext, offenkundig keine Begeisterung dafür auf, dass sein Sohn seine Haut für den Kaiser und König von Preußen allzu rasch zu Markte tragen könnte. Theodor Haecker, im Sommer 1914 immerhin schon 35 Jahre alt, hat denn auch seine Einberufung abgewartet, die erst ziemlich genau zwei Jahre nach Kriegsbeginn im Sommer 1916 erfolgte.<sup>45</sup> In „Satire und Polemik“ wird Haecker wenig später den „Geist des preußischen Staates“ als „Beleidigung des Göttlichen und Natürlichen im Menschen“ bezeichnen.<sup>46</sup> Dazu ist auch zu bemerken, dass die ausgesprochen preußen-kritische Haltung zu den Kontinuitätslinien in Haeckers historisch-politischem Denken zählte. In seinen berühmten, den Nationalsozialismus in schärfster Form attackierenden „Betrachtungen über Vergil, Vater des Abendlandes“, die im Herbst 1932 im „Brenner“ erschienen, wertete er die „gefräßige Kolonie“ Preußen für Deutschland als „Strafe und Schuld, die uns auferlegt ist und die wir mitsühnen müssen.“<sup>47</sup> Auch die „Tag- und Nachtbücher“ legen davon noch in seiner letzten Lebensphase beredtes Zeugnis ab, etwa wenn er im April 1940 im Zeichen der NS-Herrschaft und des bis zu diesem Zeitpunkt von deutscher Seite erfolgreich geführten Krieges die „preußische Hegemonie“ auf ihrem „Gipfel“ sah, ihr zugleich freilich hellsehtig genug ein „bitteres Ende“ prophezeite.<sup>48</sup> Die „Tag- und Nachtbücher“ erschienen dann beinahe zeitgleich mit der von den alliierten Siegermächten Anfang 1947 verfü-

<sup>41</sup> Von den fast 42.000 württembergischen Soldaten, die 1870/71 im Krieg gegen Frankreich eingesetzt wurden, sind 2.732 gefallen, wurden verwundet oder blieben vermisst; vgl. Naujoks, Württemberg, S. 354. Das entspricht einer Verlustquote von immerhin etwas mehr als 6 Prozent.

<sup>42</sup> Vgl. Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2 Machtstaat vor der Demokratie, Sonderausgabe, München 1998, S. 230 ff.

<sup>43</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 10.

<sup>44</sup> Vgl. Grevelhörster, Ludger: Der Erste Weltkrieg und das Ende des Kaiserreichs. Geschichte und Wirkung, Münster 2004, S. 36 ff.

<sup>45</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 10.

<sup>46</sup> Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 229.

<sup>47</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 45.

<sup>48</sup> Vgl. Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 50, vgl. auch ebd., S. 37 u. S. 73.

ten formellen Auflösung des preußischen Staates, da er „seit jeher der Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen“ sei.<sup>49</sup> Ob Haecker, wäre er noch am Leben gewesen, dies mit Genugtuung gesehen hätte, steht dahin.

Doch es ist notwendig, noch einmal zu Haeckers Kindheit zurückzukehren. Darüber ist zwar annähernd nichts bekannt. Allerdings war seine Geburt in den damals gültigen moralischen Kategorien durch den „Makel“ der Unehelichkeit belastet. Denn Haeckers Mutter Marie Margarete Barbara Klein (1850–1891) unterhielt mit dem drei Jahre jüngeren August Haecker offenbar eine Beziehung, aus der das Kind Theodor hervorging, noch während sie in erster Ehe mit einem Ludwigsburger Goldwarenhändler verheiratet war. Knapp vier Wochen vor der Geburt des Kindes wurde diese Ehe geschieden; die Eltern Theodor Haeckers haben aber erst im November 1883 geheiratet.<sup>50</sup> Die Gründe dafür liegen im Dunkeln, möglicherweise wurde die Legalisierung der Beziehung materiell erst durch Anstellung von August Haecker als Ratsschreiber in Esslingen wenige Wochen vor der Eheschließung<sup>51</sup> ermöglicht. Der Knabe Theodor lebte somit in den ersten vier Jahren seines Lebens als uneheliches Kind, und solche waren mit ihren Müttern damals sozial diskriminiert.<sup>52</sup> Ob dies in der kindlichen Psyche bereits lange nachwirkenden Schaden angerichtet hat, muss wiederum Spekulation bleiben, eine dadurch frühzeitig angelegte Veranlagung zum Außenseitertum zu unterstellen, könnte die dürren Fakten allzu leichtfertig interpretatorisch überstrapazieren. Gegenüber Ludwig von Ficker ist dem sonst so verschlossenen Haecker jedenfalls einmal die Bemerkung entschlüpft, seine Kindheit sei „entsetzlich [...] gebrochen worden“.<sup>53</sup> Was genau damit gemeint war, bleibt jedoch unklar. Die „Gebrochenheit“ könnte sich etwa auch darauf beziehen, dass Theodor Haecker erst 11 Jahre alt war, als seine Mutter 1891 starb.<sup>54</sup> Äußerungen von ihm dazu fehlen freilich.

Das Verhältnis zu seinem Vater ist uns ebenso fast gänzlich unbekannt. Ein Hinweis auf eine Belastung dieses Verhältnisses mag darin bestehen, dass der junge Theodor vom Vater gegen seinen eigenen Wunsch und trotz guter schulischer Leistungen 1894 nach dem „Einjährigen“ dazu bestimmt wurde, das Esslinger Lyceum zu verlassen und eine kaufmännische Lehre zu beginnen. Der spätere Betrugsprozess gegen August Haecker wegen fortgesetzter Unterschlagungen im Amt dürfte hingegen kaum noch als entscheidend im Vater-Sohn-Verhältnis

<sup>49</sup> Kontrollratsgesetz Nr. 46 vom 25. Februar 1947, in: [www.verfassungen.de/de/45-49/kr-gesetz46.htm](http://www.verfassungen.de/de/45-49/kr-gesetz46.htm) (Zugriff 16. 04. 2007). Zum Ende Preußens vgl. neuerdings auch Clark, Christopher: Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947, 4. Aufl. 2007, S. 704 ff.

<sup>50</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

<sup>51</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

<sup>52</sup> Vgl. Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, Sonderausgabe, München 1998, S. 43 ff.

<sup>53</sup> Ficker, Briefwechsel 1914–1925, S. 386.

<sup>54</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

anzusehen sein, denn als die Verfehlungen des Ratsschreibers bekannt und gerichtsnotorisch wurden, war Theodor Haecker bereits 26 Jahre alt.<sup>55</sup> Über den näheren Charakter der Beziehungen zwischen Vater und Sohn schweigt also selbst der mutigste Spekulierer besser mit Bedacht.

Leicht hat er es der junge Haecker jedenfalls nicht gehabt. Und die Neigung zur Depression, die gewiss zu den persönlichen Zügen Haeckers zählte, hat er nicht erst in der bedrückenden Atmosphäre der NS-Diktatur entwickelt. Schon 1926 schrieb er bezeichnenderweise an Ludwig von Ficker: „Ich weiß ganz gewiss, was Schwermut ist.“<sup>56</sup> In der 1921 formell vollzogenen, dann bis zuletzt rückhaltlos gelebten Bindung an die katholische Kirche und ihre Lehre, schwang bei Haecker sicherlich auch das Moment der dadurch für ihn erreichbaren psychischen Stabilisierung mit. Denn „[die Schwermut] ist durch den Glauben, wenn nicht zu überwinden, so zu dämpfen und unschädlich zu machen“, wie er gegenüber Ficker fortfuhr.<sup>57</sup>

Der junge Haecker durchlief das Bildungssystem des wilhelminischen Deutschland, bis er als 15-Jähriger seine kaufmännische Lehre antrat. Über seine Lehrzeit wissen wir wieder beinahe nichts. Nach Abschluss der Lehre, dies erscheint erwähnenswert, hat er knapp drei Jahre aus beruflichen Gründen in Antwerpen gelebt, von 1898 bis 1901.<sup>58</sup> Auch über diese Zeit hat sich Haecker selbst nicht öffentlich geäußert, wenn man einmal von dem schönen, kurzen Text „Intervallum“ in „Satire und Polemik“ absieht. Hier erfährt man allerdings praktisch nur, dass sich Haecker in Antwerpen sehr einsam fühlte.<sup>59</sup> Das ist für unseren Zweck wieder wenig weiterführend. Bedeutsam erscheint gleichwohl die Tatsache, dass Haecker zum einen in Antwerpen mit einer Großstadt in der Hochindustrialisierungsphase in Berührung kam, zum anderen, dass er in Belgien in einer konstitutionellen Monarchie lebte, in der die Rechte des Parlaments sehr viel weiter reichten als zeitgleich im Deutschen Reich. Das belgische Zwischenspiel jedenfalls mag immerhin Haeckers sozialen und politischen Erfahrungshorizont bereichert haben.

Prägender war gewiss Haeckers Studienzeit in Berlin. Er kam zum Wintersemester 1901/02 in die Reichshauptstadt, in die Metropole des wilhelminischen Deutschland schlechthin.<sup>60</sup> Einerseits studierte Haecker an der damaligen Friedrich-Wilhelm-Universität, welche den ersten Rang unter allen deutschen Hochschulen beanspruchte. Der Autodidakt Haecker, noch ohne Abitur, mag erschauert sein, als er das prachtvolle Hauptgebäude Unter den Linden, mitten

<sup>55</sup> Vgl. Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 7 f. [Biographische Einführung].

<sup>56</sup> Ficker, Briefwechsel 1926–1939, S. 46.

<sup>57</sup> Vgl. Ficker, Briefwechsel 1926–1939, S. 46.

<sup>58</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9.

<sup>59</sup> Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 58–60.

<sup>60</sup> Vgl. Glatzer, Ruth (Hg.): Das Wilhelminische Berlin. Panorama einer Metropole 1890–1918, Berlin 1997.

im Zentrum der architektonischen Selbstinszenierung des preußisch-deutschen Machtstaates, zum ersten Mal betrat. Darin scheint er jedoch neben wichtigen und langfristigen Anregungen manch herbe Enttäuschung erlitten zu haben. Die Gattung des „deutschen Professors“ nämlich geriet ihm schon bald ins Visier seines vor-nationalsozialistischen Feindbildes, von dem noch näher die Rede sein wird.

Berlin war natürlich damals zugleich auch Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen im Kaiserreich. Haecker lebte in Berlin, als Bernhard von Bülow Reichskanzler war, Bülow der Herold des deutschen „Weltmachtanspruchs“ schlechthin, Kaiser Wilhelms II. „Lieblingskanzler“, jedenfalls zeitweilig. Das wilhelminische Streben nach dem „Platz an der Sonne“ wurde flankiert von einer Hochrüstungspolitik vor allem beim Ausbau der deutschen Kriegsflotte. Diese war nicht nur maßlos teuer und riss das Reich in eine Dauerkrise der Finanzen, sie war auch außenpolitisch fatal. Nach innen betrieb Bülow eine Politik der Forcierung der Gegensätze, insbesondere gegenüber der als „staatsfeindlich“ gekennzeichneten Sozialdemokratie.<sup>61</sup> Haecker erlebte in Berlin die Wahl zum 11. Reichstag mit, in welcher die SPD, allen Unterdrückungsversuchen zum Trotz, zum ersten Mal die 30-Prozentmarke beim Anteil an allen abgegebenen Stimmen übersprang (31,7%). Nur bedingt durch das sie stark benachteiligende Wahlrecht erreichten die Sozialdemokraten noch nicht den Status der stärksten Fraktion im Reichstag, standen hinter dem Zentrum (100 Sitze) mit 81 von insgesamt 397 Mandaten nur an zweiter Stelle.<sup>62</sup> Das Deutsche Reich steuerte jedenfalls auf eine weitere Polarisierung der politischen Gegensätze und damit die Unregierbarkeit zu, die faktisch unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg eintreten sollte.<sup>63</sup> Haecker war Zeitgenosse all dessen, auch wenn er in Berlin, wie er später einmal an seinen Freund Richard Seewald schrieb, äußerst zurückgezogen lebte<sup>64</sup> – die politischen Vorgänge sind zweifellos an einem so sensiblen Beobachter seiner Zeit nicht spurlos vorübergegangen, wenngleich sie keinen unmittelbaren Niederschlag in seinem Schaffen gefunden haben.

Die Berliner Naherfahrung der politischen Realität des wilhelminischen Reiches dürfte auf Haecker nachhaltig gewirkt haben. Die Rückkehr nach Esslingen 1903 zur Nachholung des Abiturs stellte lediglich eine Übergangsetappe dar, bevor Haecker in München seinen zweiten, bis wenige Wochen vor seinem Tod geltenden Lebensschwerpunkt fand. Hier hatte er von 1905 bis zum Herbst 1944 seinen materiellen Lebensunterhalt als Mitarbeiter des Verlages seines Freundes Ferdinand Schreiber.<sup>65</sup> Das Königreich Bayern hatte mit Haeckers schwäbischer

<sup>61</sup> Vgl. Ullrich, *Nervöse Großmacht*, S. 193 ff.

<sup>62</sup> Vgl. Halder, Winfrid: *Innenpolitik im Kaiserreich 1871–1914*, 2. verb. Aufl., Darmstadt 2006, S. 150.

<sup>63</sup> Vgl. Ullrich, *Nervöse Großmacht*, S. 223 ff.

<sup>64</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, *Haecker*, S. 96.

<sup>65</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, *Haecker*, S. 9 ff.

Heimat politisch manches gemein. Die Distanz zum preußisch-deutschen Machtstaatsanspruch war hier mindestens ebenso sehr, wenn nicht noch stärker ausgeprägt.<sup>66</sup> Neben seiner Berufstätigkeit setzte Haecker bis 1910 an der Münchner Universität sein Studium fort; dass hier insbesondere Max Scheler auf ihn wirkte, ist hinlänglich bekannt.

In München erlebte Haecker den Beginn seines eigenen schriftstellerischen Schaffens. Hier lebte er zu Beginn des Ersten Weltkrieges.<sup>67</sup> Ein berühmtes Foto von Heinrich Hoffmann, aufgenommen Anfang August 1914 vor der Feldherrnhalle bei der Verkündung der Mobilmachung des deutschen Heeres, zeigt eine freudig erregte Menschenmenge, und mitten darin einen lächelnden Adolf Hitler. Eine Zufallsaufnahme des späteren „Leibfotografen“ des „Führers“, aber aussagekräftig genug.<sup>68</sup> Hitler lebte seit dem Mai 1913 in München<sup>69</sup>; vielleicht ist es nicht ohne tiefere Bedeutung, dass Haecker und Hitler lange Zeit die gleiche Stadtluft atmeten, im gleichen politischen und gesellschaftlichen Klima lebten – und daraus so diametral entgegengesetzte Folgerungen zogen.

Schon das Verhalten beider zu Beginn des Ersten Weltkrieges sagt manches: Hitler, der noch österreichischer Staatsbürger war, meldete sich sofort als Freiwilliger bei einem bayerischen Regiment. Er sagt später: „Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, dass ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte.“<sup>70</sup>

Ganz anders Haecker: Er ließ sich von der euphorischen Stimmung des „Augusterlebnisses“ nicht mitreißen, er beherzigte vielmehr den väterlichen Ratsschlag und meldete sich nicht als Kriegsfreiwilliger. Tatsächlich ist er, wie schon erwähnt, erst im August 1916 als 37-jähriger Wehrpflichtiger einberufen worden. Es überrascht, dass Haecker jedoch bereits Anfang November 1916 wieder aus dem Militärdienst entlassen wurde und seither neuerlich seinem zivilen Beruf und seiner schriftstellerischen Tätigkeit nachgehen konnte.<sup>71</sup> Überraschend ist dies nicht zuletzt, als das Kaiserreich sich parallel dazu in Anbetracht der massiven Menschenverluste vor allem an der Westfront bereits mit einem sich rapide verschärfenden Mangel an wehrfähigen Männern konfrontiert sah.<sup>72</sup> Haecker wurde zu einem Zeitpunkt einberufen, da die das Grauen des Stellungskrieges

<sup>66</sup> Vgl. Tremml, Manfred u. a.: Geschichte des modernen Bayern. Königreich und Freistaat, 2. Aufl., München 2000, S. 74 ff.

<sup>67</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 9 f.

<sup>68</sup> Vgl. Fest, Joachim/Hoffmann, Heinrich: Hitler. Gesichter eines Diktators. Eine Bilddokumentation, hg. v. Jochen von Lang, Lizenzausgabe, München, Berlin 1984, S. 28 f.

<sup>69</sup> Vgl. Fest, Joachim C.: Hitler. Eine Biographie, Frankfurt/M., Berlin 1987 [TB-Ausgabe], S. 90 ff.

<sup>70</sup> Zit. n. Fest, Hitler, S. 98.

<sup>71</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 10.

<sup>72</sup> Vgl. Grevelhörster, Erster Weltkrieg, S. 43 ff.

noch heute in besonderer Weise symbolisierende Schlacht um Verdun bereits seit einem halben Jahr in vollem Gange war. Er wurde entlassen wenige Wochen bevor der letzte Großangriff auf Verdun scheiterte, kurz bevor die deutsche Heeresleitung die Bilanz zu ziehen hatte, dass zehn Monate Sturmangriffe auf das französische Bunkersystem fast 337.000 Gefallene gekostet hatten, ohne dass der geplante militärische Durchbruch erreicht worden wäre, obwohl die französische Armee ihrerseits rund 362.000 Tote zu beklagen hatte.<sup>73</sup> Es ist nicht daran zu zweifeln, dass Verdun als tödliche Drohung über Haecker und den anderen Rekruten im sommerlichen München gelastet hat.<sup>74</sup> Die Begeisterung des August 1914 war gründlich dahin, Haecker teilte sie ohnehin nie. Wenn er zu diesem Zeitpunkt einfach nach Hause geschickt und offenbar auch später von militärischer Seite nie mehr behelligt wurde, so deutet dies darauf hin, dass er von seinen Vorgesetzten als vollkommen ungeeignet zum Soldaten betrachtet wurde. Mit seiner Gesundheit soll es nicht zum besten gestanden haben<sup>75</sup>, doch die Spekulation mag erlaubt sein, dass Haecker auch sonst keinen Wert darauf legte, in den Strudel des „Wahnsinns“<sup>76</sup>, des „ehr- und sinnlosen Gemetzels“, der „ehrlosen Menschenschlächtere“<sup>77</sup>, wie er den Krieg privat und öffentlich qualifizierte, gezogen zu werden.

Seine Rückkehr ins Zivilleben brachte die Möglichkeit für Haecker mit sich, weitere Beiträge für den „Brenner“ zu schreiben, die später in „Satire und Polemik“ Eingang fanden. Zugleich bedeutete dies, dass Haecker den Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Novemberrevolution von 1918 und das Ende der Monarchie in München erlebte. München, das wird heute oft vergessen, wurde von der revolutionären Welle früher erfasst als die Reichshauptstadt Berlin. Denn der linke Sozialist Kurt Eisner proklamierte dort den republikanischen Freistaat Bayern bereits am Abend des 8. November 1918<sup>78</sup>, während in Berlin die Republik erst in den frühen Nachmittagsstunden des folgenden Tages ausgerufen wurde.<sup>79</sup> Eine äußerst unruhige Phase folgte: Eisner amtierte als bayerischer Ministerpräsident lediglich bis zum 21. Februar 1919. An diesem Tag wurde er Opfer eines rechtsradikalen Mordanschlags. In den folgenden Wochen eskalierte die Situation in der bayerischen Landeshauptstadt, in der Anfang April unter Führung Ernst Tollers eine „Räterepublik“ errichtet wurde. Die parla-

<sup>73</sup> Vgl. Ettighoffer, Paul C.: Verdun. Das große Gericht, 6. Aufl. München 1992, S. 10 ff.

<sup>74</sup> Im bayerischen Verbänden dienten im Verlauf des Ersten Weltkriegs insgesamt rund 910.000 Mann, von denen über 188.000 fielen oder vermisst blieben; vgl. Treml u. a., Geschichte des modernen Bayern, S. 113 f. Dies entspricht einer Verlustquote von mehr als 20 Prozent.

<sup>75</sup> Vgl. Siefken, Hinrich: Theodor Haecker und Richard Seewald. Eine Künstlerfreundschaft, in: Hansler/Siefken, Haecker, S. 197–219; S. 199.

<sup>76</sup> Ficker, Briefe 1914–1925, S. 94.

<sup>77</sup> Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 157 bzw. S. 165.

<sup>78</sup> Vgl. Treml u. a., Geschichte des modernen Bayern, S. 152 ff.

<sup>79</sup> Vgl. Grevelhörster, Ludger: Kleine Geschichte der Weimarer Republik 1918–1933. Ein problemgeschichtlicher Überblick, 2. Aufl., Münster 2002, S. 16 ff.

mentarisch gewählte Regierung unter dem Sozialdemokraten Johannes Hoffmann floh nach Bamberg. In München brachten bald die Kommunisten Eugen Leviné und Max Levien die Führung der Räterepublik an sich. Doch schon am 1. Mai 1919 rückten rechte Freikorpsstruppen in München ein, denen die Verteidiger der Räterepublik kaum etwas entgegenzusetzen hatten. Nach kurzen Kampfhandlungen, in deren Verlauf von der „Roten Armee“ im Luitpoldgymnasium vierzehn Geiseln ermordet wurden, war die Stadt vollständig in Händen der Freikorps. Daraufhin wurden vermutlich mehrere Hundert tatsächliche oder vermeintliche Unterstützer der Räterepublik ermordet, darunter auch mehrere der Führungspersönlichkeiten wie Leviné.<sup>80</sup> Haecker erlebte dies alles mit, und man kann sich gut vorstellen, dass seine Sorgen noch erheblich dadurch verstärkt wurden, dass er just in den Tagen der kurzlebigen Räterepublik zum ersten Mal Vater wurde.<sup>81</sup>

Äußerlich kehrte in Bayern und München vorerst Ruhe ein. Zunächst regierte die zurückgekehrte, um Minister aus den Reihen der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und der den politischen Katholizismus repräsentierenden Bayerischen Volkspartei (BVP) erweiterte Regierung Hoffmann weiter. Im August 1919 erhielt Bayern seine erste demokratische Verfassung. Im März 1920 folgte die erste konservative Landesregierung, die maßgeblich von der BVP gestützt wurde. Seither sollte Bayern zur antirevolutionären „Ordnungszelle“ ausgebaut werden. Auch wenn die rechtsextremen Kräfte keinen unmittelbaren Einfluss auf die Regierung ausüben konnten, so wurden sie doch mehr oder weniger offen toleriert, ja unterstützt.<sup>82</sup> Dies galt auch für die im Januar 1919 in München gegründete „Deutsche Arbeiterpartei“, die gut ein Jahr danach in „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“ umbenannt wurde. Zu diesem Zeitpunkt gehörte ihr bereits der nach München zurückgekehrte Hitler an, der in der vorerst noch sehr kleinen Partei rasch eine Führungsrolle übernahm.<sup>83</sup> 1922 gehörten der NSDAP in ganz Bayern schon rund 20.000 Mitglieder an.<sup>84</sup> Dass ihre Existenz Haecker auch in dieser Frühphase keineswegs entgangen ist, wissen wir nicht zuletzt durch den im „Brenner“ publizierten Artikel „Die Bestie“, in dem Haecker neben Mussolini auch Hitler attackierte. Der Beitrag erschien im Juni 1923<sup>85</sup>, also bereits einige Monate vor dem Putschversuch Hitlers und seiner Anhänger in München Anfang November, der zwar scheiterte, den Bekanntheitsgrad Hitlers und seiner Partei jedoch weit über die Grenzen Bayerns hinaus erheblich steigerte. Dies nicht zuletzt dank einer Justiz,

---

<sup>80</sup> Vgl. Tremml u. a., *Geschichte des modernen Bayern*, S. 171 ff.

<sup>81</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, *Haecker*, S. 10.

<sup>82</sup> Vgl. Tremml u. a., *Geschichte des modernen Bayern*, S. 188 ff.

<sup>83</sup> Vgl. Fest, *Hitler*, S. 155 ff.

<sup>84</sup> Vgl. Tremml u. a., *Geschichte des modernen Bayern*, S. 196.

<sup>85</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, *Haecker*, S. 39 ff.

die den folgenden Strafprozess gegen Hitler und seine Mitputschisten mit offenkundiger Sympathie für diese zum großen „Auftritt“ werden ließ, um dann äußerst milde Urteile zu fällen.<sup>86</sup> Die bayerische, insbesondere die Münchner Atmosphäre stieß Haecker spätestens zu diesem Zeitpunkt gründlich ab, wie er ohne Umschweife gegenüber Richard Seewald bekannte; er deutete auch an, dass er München gern verlassen würde.<sup>87</sup> Wenn er dies gleichwohl nicht tat, so mögen dafür familiäre und berufliche Rücksichten ausschlaggebend gewesen sein.

## 2.) „Satire und Polemik“ als Schlüsseltext

Hier wurde bislang der zugegebenermaßen in mancher Beziehung problematische Versuch unternommen, die politische Erfahrungswelt Theodor Haeckers bis zum Beginn der 1920er-Jahre zu skizzieren und einige Faktoren herauszustellen, die ihn hinsichtlich seines persönlichen politischen Standortes beeinflusst haben könnten. Anfang 1922 erschien mit „Satire und Polemik“ das Buch Haeckers, das im unmittelbaren Sinn als sein „politischstes“ gelten kann. Demnach spielt es für die vorliegende Untersuchung eine wesentliche Rolle.

Alle Texte Haeckers sind keine „leichte“ Lektüre, sie fordern mit ihrem komplexen sprachlichen Duktus und dem hohen intellektuellen Niveau stets volle Aufmerksamkeit. „Satire und Polemik“ im Besonderen ist für einen Zeitgenossen von heute nicht allein anspruchsvoll, sondern sogar nahezu unlesbar. Dies aus zwei Gründen: Einerseits sind die wütenden Attacken, die Haecker in diesem Buch reitet, so beeindruckend ihre sprachliche Kraft auch sein mag, keineswegs immer schön zu lesen. Zuweilen scheint die Grenze zur persönlichen Verunglimpfung von Gegnern überschritten zu werden. Hermann Kunisch hat mit Recht darauf hingewiesen, dass gelegentlich der Eindruck entsteht, dass Haecker seinen jeweiligen Widerpart mit Worten „vernichten“ wollte.<sup>88</sup> Haecker sagt von sich selber, dass ihn geistige Unordnung „krank und grob“ mache<sup>89</sup>, und da in „Satire und Polemik“ die geistige Unordnung sein Hauptthema ist, wird er dementsprechend oft grob.

Noch wichtiger ist andererseits, dass es den meisten Heutigen schwerfallen dürfte, überhaupt zu verstehen, worum es Haecker hier geht. Das wiederum hat mit der literarischen Gattung der Satire zu tun, die davon lebt, dass Personen und Sachverhalte angegriffen werden, die der Autor bei seinem Publikum als bekannt voraussetzen darf. Und wir sind eben keine Zeitgenossen der ersten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts. „Satire und Polemik“ ist Haeckers am stärksten

<sup>86</sup> Vgl. Fest, Hitler, S. 260 ff.

<sup>87</sup> Vgl. Hansler/Siefken, Haecker, S. 96.

<sup>88</sup> Vgl. Kunisch, Haecker als Literaturkritiker, S. 55.

<sup>89</sup> Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 151.

zeitgebundenes Buch und daher heute wohl nur noch historisch rezipierbar – und selbst für über das Kaiserreich einigermaßen informierte Historiker ist das nicht leicht.

Gleichwohl kommt dem Buch für das Ansinnen, Haeckers politischen Standort vor 1933 herauszuarbeiten, wesentliche Bedeutung zu. Der Band ist Anfang 1922 im Innsbrucker Brenner-Verlag erschienen. Er fasst auf 253 Seiten neben der „Vorrede“ insgesamt 11 Texte Haeckers zusammen, die zwischen Februar 1914 und November 1921 datiert sind. Zum Teil waren diese Texte schon zuvor in Ludwig von Fickers „Brenner“ erschienen, wurden hier also wiederveröffentlicht, zum Teil gelangten sie jetzt zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Der chronologische Entstehungshintergrund reicht damit von den letzten Monaten vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges bis in die erste, noch von zahlreichen Gewalttaten gekennzeichnete Entwicklungsphase der Weimarer Republik. Stilistisch ist „Satire und Polemik“ zweifellos vom Vorbild Karl Kraus' geprägt; Haecker hat aus dieser Beziehung nie ein Hehl gemacht.<sup>90</sup>

Inhaltlich fällt zunächst an der „Vorrede“ auf, dass Haecker die erneute Publikation seiner Aufsätze mit einer gewissen Distanz sah. Von einem Aspekt rückt er unzweideutig ab, nämlich von jeder Kritik an der katholischen Kirche und ihrer Lehre.<sup>91</sup> Haecker war wenige Monate bevor er diese Vorrede verfasste in die katholische Kirche übergetreten.<sup>92</sup> Das Erscheinen von „Satire und Polemik“ stand also auch für ihn persönlich am Ende eines Lebensabschnitts, auch am Ende eines Schaffensabschnitts und zugleich natürlich am Beginn einer neuen Periode seines Lebens.

Der Ausgangspunkt der hier angestellten Überlegungen bestand darin, dass Haecker, wenn überhaupt noch, dann als entschiedener Gegner des Nationalsozialismus bekannt ist und dass ermittelt werden soll, wo Haecker politisch vor 1933 stand. Annehmen könnte man nun, dass er bereits vor der Entstehung der NS-Diktatur deren geistige Quellen angegriffen hat. Haecker war Zeitgenosse des späten Kaiserreichs, in dem mit einem virulenten Antisemitismus, einem überheblichen Nationalismus und einer strikt antidemokratischen Grundhaltung in Teilen des politischen Spektrums bereits Denkmuster ausgeprägt wurden, die dann in der sich formierenden NS-Ideologie wieder auftauchten. Haecker kannte zweifellos etwa den Geist oder besser Ungeist des 1890 gegründeten Alldeutschen Verbandes, der die genannten Haltungen propagandistisch wirkungsvoll vertrat.<sup>93</sup> Festzustellen ist jedoch: Davon oder besser dagegen findet sich in „Satire und Polemik“ nichts. Der Gegner, nein der Feind, den Haecker

---

<sup>90</sup> Vgl. Siefken, Hinrich: Theodor Haecker und die Satire 1913–1945, in: Hanssler/Siefken, Haecker, S. 237–260; S. 237 ff.

<sup>91</sup> Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 11 ff.

<sup>92</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 11.

<sup>93</sup> Vgl. Halder, Innenpolitik, S. 89 f.

hier rigoros angreift, ist ein ganz anderer, nämlich der Liberalismus oder genauer zumeist der Linkliberalismus des Kaiserreichs.

Haeckers Feindbild in „Satire und Polemik“ wird keineswegs zum Beispiel durch Heinrich Class verkörpert, der an der Spitze des Alldeutschen Verbandes stand, sondern vielmehr insbesondere durch Theodor Wolff, Maximilian Harden und andere Publizisten, Journalisten und Schriftsteller, die nicht selten zum näheren oder weiteren Umfeld des von Wolff geleiteten „Berliner Tageblatts“ gehörten. Politiker im engeren Sinne werden fast überhaupt nicht genannt.

Wolff und Harden, um nur auf diese beiden einzugehen, waren nicht irgendwer in der deutschen Presselandschaft vor und nach 1918. Es handelte sich vielmehr um zwei Männer, deren Meinungsführerschaft in weiten Teilen des deutschen Bürgertums unbestritten war. Der 1868 geborene Wolff war seit 1906 Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“ und damit des einflussreichsten liberalen Blattes in Deutschland.<sup>94</sup> Harden, sieben Jahre älter als Wolff, hatte 1892 seine eigene Zeitschrift „Die Zukunft“ gegründet. Er war spätestens seit 1906, als er durch die Aufdeckung der sogenannten „Eulenburg-Affäre“ sogar Kaiser Wilhelm II. persönlich in große Schwierigkeiten gebracht hatte, eine Art öffentliche Autorität, der der Beiname „Censor Germaniae“ verliehen wurde.<sup>95</sup>

Dass Haecker nun gerade solche Personen zum Zielpunkt heftigster Angriffe macht, dürfte bei den meisten Heutigen zunächst zwei Reaktionen hervorrufen: Einerseits Unverständnis, andererseits eine Art peinlicher Berührtheit. Denn der NS-Gegner Haecker attackiert Personen, die später von nationalsozialistischer Seite verfolgt wurden. Wolff, wiederum als Beispiel angeführt, war zweifellos sofort nach der Installierung der Regierung Hitler in höchster Gefahr. Er emigrierte nach Frankreich, 1938 wurde ihm die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Im März 1943 wurde der 74-Jährige im besetzten Frankreich aufgespürt, verhaftet und ins Konzentrationslager Oranienburg verschleppt. Wolff starb, todkrank aus dem KZ entlassen, im September 1943 in Berlin.<sup>96</sup> Maximilian Harden überlebte schon im Sommer 1922 – wenige Monate nach Erscheinen von „Satire und Polemik“ und nur einige Tage nach der Ermordung des mit ihm persönlich und politisch eng verbundenen Walther Rathenau – nur mit knapper Not schwer verletzt einem Anschlag von rechtsradikaler Seite. Harden zog die Konsequenzen und verließ Deutschland bald danach, er starb bereits im Herbst

<sup>94</sup> Vgl. Sösemann, Bernd (Hg.): Theodor Wolff. Der Publizist. Feuilletons, Gedichte und Aufzeichnungen, Düsseldorf 1995.

<sup>95</sup> Vgl. Young, Harry F.: Maximilian Harden Censor Germaniae. Ein Publizist im Widerstreit von 1892 bis 1927, Münster 1971 sowie neuerdings Neumann, Helga/Neumann, Manfred: Maximilian Harden (1861–1927). Ein unerschrockener deutsch-jüdischer Kritiker und Publizist, Würzburg 2003.

<sup>96</sup> Vgl. Bröhan, Margrit (Bearb.): Theodor Wolff: Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil (Schriften des Bundesarchivs, 41), Boppard am Rhein 1992, S. 1 ff.

1927 in der Schweiz. Sein Tod wurde nicht zuletzt von Josef Goebbels' Berliner Propagandazeitung „Der Angriff“ hämisch kommentiert.<sup>97</sup>

Ähnliche Schicksale aus dem Kreis derer, die Haecker in „Satire und Polemik“ mit herben verbalen Schlägen bedachte, ließen sich anfügen. Es sind aus heutiger Sicht nicht nur Gegner des entstehenden oder bereits mächtigen Nationalsozialismus, gegen die Haecker sich wendet, sondern zugleich waren gerade diese oft die Repräsentanten der fortschrittlichen Kräfte im Kaiserreich, diejenigen, die sich für einen Ausbau der parlamentarischen Mitspracherechte im Kaiserreich, für die Demokratisierung einsetzten und die später meist zu den nicht sehr zahlreichen Säulen der Weimarer Republik von einiger öffentlicher Wirksamkeit zählten. Theodor Wolff war 1919 Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei, einer der wenigen konsequent demokratischen Parteien der Weimarer Republik; Wolffs Engagement für die demokratische Republik hielt an bis zu deren Ende 1933.<sup>98</sup>

Haeckers Stoßrichtung verwirrt also auf den ersten Blick, schlimmer noch, sie birgt die Gefahr, missverstanden zu werden. Denn das, was uns heute das heftigste Missbehagen bei der Lektüre von „Satire und Polemik“ bereitet, ist ein hier und da auftretender Zungenschlag, der leicht als antisemitisch interpretiert werden könnte. Nicht nur, dass Wolff, Harden und diverse andere, auf die Haecker losgeht, deutsch-jüdische Intellektuelle waren, auch sein wiederholt auftauchender Gebrauch von Worten wie „mauscheln“ oder ähnlichem stößt uns Heutigen – zu Recht – übel auf.

Haecker war, das zeigt „Satire und Polemik“ eindeutig, ein bedingungslos Anti-Liberaler. Er war jedoch keinesfalls Antisemit – die Juden waren für ihn bereits in „Satire und Polemik“ das im religiösen Sinne auserwählte Volk, auch wenn sie nach seiner Auffassung Gottes Bund irrig interpretiert haben.<sup>99</sup> Und das belegen weitere Veröffentlichungen aus den 1920er-Jahren und erst recht die späteren Arbeiten deutlich genug. Wenn unter den Repräsentanten des deutschen Linksliberalismus im frühen 20. Jahrhundert besonderes viele Persönlichkeiten jüdischer Abstammung waren, so hatte das spezifische Gründe, die hier nicht auszuführen sind. Haecker griff die Linksliberalen, und das ist das Entscheidende, nicht wegen der Herkunft einiger ihrer Protagonisten an. Die war ihm, das kann man sicher unterstellen, gleichgültig.

Ging es Haecker aber um eine Absage an die politische Programmatik der Linksliberalen? Wenn dem so gewesen wäre: War er ein Anti-Republikaner, ein Anti-Demokrat? Die antidemokratischen, antirepublikanischen Gegner des Na-

<sup>97</sup> Vgl. Neumann/Neumann, Harden, S. 157 ff. Harden stand allerdings der Weimarer Republik weit zwiespältiger gegenüber als Theodor Wolff, Hardens politische Positionen wechselten wiederholt; vgl. Young, Harden, S. 225 ff. sowie Killy/Vierhaus, Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 4, S. 381.

<sup>98</sup> Vgl. Killy/Vierhaus, Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 10, S. 577.

<sup>99</sup> Vgl. Haecker, Satire und Polemik, S. 182.

tionalsozialismus hat es gegeben, sie waren nicht zuletzt im Kreis derjenigen, die den Anschlag vom 20. Juli 1944 planten und durchführten, gar nicht so selten. Zu denken ist etwa an Persönlichkeiten wie Ewald von Kleist-Schmenzin.<sup>100</sup> Ist Haecker also unter die konservativen, vielfach ein autoritäres Regime anstrebenden, auch die Wiedererrichtung der Monarchie intendierenden Widerständler zu rechnen?

Das muss eindeutig verneint werden. Es ging ihm um die konkrete politische Programmatik so wenig wie um die gesellschaftliche oder persönliche Herkunft seiner liberalen Gegner. Haeckers Angriff gegen sie ist stets ein prinzipieller, ein auf die Grundlagen des Denkens gerichteter.

Er sieht im Liberalismus die Hauptursache der Ablösung der europäischen Politik von ihren dem Christentum entstammenden ethischen Grundlagen. Es ist der von ihm wahrgenommene liberale Relativismus, der Haecker zutiefst zuwider ist, ein Relativismus, den er für die Wurzel allen Übels hält. Dass er, Haecker, den „Ramsch der Werte“ nicht mitmachen will<sup>101</sup>, ist der Schlüssel auch zu seinem Politikverständnis. Und wenn er bestimmte Personen attackiert, meint er gar nicht diese individuell, vielmehr ist es sein Anliegen, „einen geistig verworfenen Menschentypus [...]: den Menschen ohne inneres Gewicht“ zu brandmarken.<sup>102</sup> Er denkt im gewissen Sinne „vor-politisch“, von den „principia“, den Ursprüngen, den Urgründen der Überzeugung her. Wenn diese im Argen liegen, falsch sind oder – und das ist für Haecker schlimmer als falsche Überzeugungen – wenn sie beliebig, dehnbar, unverbindlich sind, dann muss nach seiner Überzeugung die daraus sich ableitende Politik verderblich sein. Das ist wohl auch der wesentliche Grund dafür, dass Haecker gegen Ende des Ersten Weltkrieges die Sozialdemokratie im Gegensatz zum Liberalismus positiv bewertet: Er teilt ihre Prämissen nicht, er verwirft ausdrücklich ihren damals noch programmatisch hochgehaltenen Atheismus, aber er anerkennt, dass ihre Politik auf feststehenden Prinzipien beruht und dass sie sich als erste „gegen die furchtbaren Verbrechen einer verworfenen Staatsgewinnung“ wandte.<sup>103</sup>

Und noch einem weiteren Missverständnis muss vorgebeugt werden: Haecker benutzt in „Satire und Polemik“ die Formel der „Gottesslästerung von Versailles“<sup>104</sup>. Gemeint ist der im Juni 1919 unterzeichnete Friedensvertrag von Versailles, der mit seinem Artikel 231 dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten die alleinige Schuld an der Entfesselung des Ersten Weltkrieges aufbürdete und daraus massive Wiedergutmachungsansprüche der Siegerseite ableitete.<sup>105</sup>

<sup>100</sup> Vgl. Scheurig, Bodo: Ewald von Kleist-Schmenzin. Ein Konservativer gegen Hitler. Biographie, Neuausgabe, Frankfurt/M., Berlin 1994.

<sup>101</sup> Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 100.

<sup>102</sup> Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 109.

<sup>103</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 37.

<sup>104</sup> Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 12 u. S. 217.

<sup>105</sup> Vgl. Grevelhörster, *Weimarer Republik*, S. 42 ff.

Ohne Zweifel stellte dieser, insbesondere von Frankreich in dieser Form erzwungene Vertrag, eine schwere Demütigung Deutschlands und die gravierendste Hypothek der jungen Weimarer Republik dar. Haeckers starkes Wort von der „Gotteslästerung“ ist nicht zufällig von rechtsnationaler Seite aufgenommen, verkürzt und ohne sein Einverständnis zitiert worden.<sup>106</sup> Seine wüste Kritik an den verantwortlichen französischen Politikern gehört zu den Abschnitten in „Satire und Polemik“, die uns heute besonders peinlich berühren. Und dennoch: Haecker war kein deutscher Nationalist, der von der Unfähigkeit angetrieben wurde, die real erlittene Kriegsniederlage zu akzeptieren. Er war alles andere als einer der zahlreichen Anhänger der „Dolchstoßlegende“, welche, vor allem von rechtsextremen Kräften propagiert, besagte, das deutsche Heer sei, „im Felde unbesiegt“, lediglich Opfer des revolutionären Verrates im Hinterland geworden. Das zeigen nicht zuletzt seine zahlreichen Attacken auf General Erich Ludendorff, „den Besiegten [...], der aber fast so keck sich gebärdet wie der Sieger, und den einen Junker zu nennen noch der Feind des Junkers als eine grobe Beleidigung dieses empfinden müsste [...]“.<sup>107</sup> Ludendorff war aber einer der wichtigsten Propagandisten des angeblichen „Dolchstoßes“ und zeitweiliger Bundesgenosse Hitlers.<sup>108</sup> Der Vorwurf, den Haecker an die Adresse der französischen Politik, teilweise auch die der britischen richtet, ist der gleiche, den er den deutschen Liberalen entgegenschleudert: Deren Politik habe sich von den ethischen Grundlagen des Christentums getrennt, sei mit diesen unvereinbar und daher – eine Gotteslästerung.<sup>109</sup> Es ist ohnehin evident, dass Haecker stets in europäischer Perspektive denkt: Das christliche Abendland ist seine geistige Heimat. In „Satire und Polemik“ spricht er ausdrücklich davon, er „überspringe die Landesgrenzen“ mit seiner Kritik; Wolff, Harden und etwa auch George Bernard Shaw gehören für ihn zu ein und derselben Kategorie der „Barbaren des Intellektualismus“<sup>110</sup>, unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit. Das im Grunde alle Bücher Haeckers in dieser europäisch-abendländischen Perspektive geschrieben sind, liegt auf der Hand. Bezeichnend ist auch Haeckers Schlussfolgerung, die er aus dem verlorenen Krieg und dem ungerechten Friedensvertrag zieht: „Und doch müssen und sollen die Deutschen, um Europas willen und ihrer selbst willen, *um der Ehre des Christentums willen*, das Harte, das unnatürlich Harte, lernen: nicht zu hassen und nicht an Rache zu denken. Niemals aber werden sie das können mit den nur humanen Ideen der Weltversöhnung, des Sozialismus, des ‚ewigen Friedens‘, niemals werden sie das können ohne den

<sup>106</sup> Vgl. Hanssler/Siefken, Haecker, S. 11.

<sup>107</sup> Haecker, *Satire und Polemik*, S. 200 f.

<sup>108</sup> Vgl. Wistrich, Robert: *Wer war wer im Dritten Reich? Ein biographisches Lexikon. Anhänger, Mitläufer, Gegner aus Politik, Wirtschaft und Militär, Kunst und Wissenschaft, überarb. u. erw. v. Hermann Weiß*, Frankfurt/M. 1987, S. 232 ff.

<sup>109</sup> Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 195 ff.

<sup>110</sup> Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 105.

*Glauben* an die Gerechtigkeit und an die *geheimnisvolle* Liebe Gottes, die durch Demütigungen zum Heile führt.“<sup>111</sup>

Und schließlich: Haecker war auch ein Verteidiger der demokratischen Republik. Um die zu untermauern, könnte man zunächst ex negativo argumentieren: Haecker war nie unter den ungezählten deutschen Intellektuellen, die die Republik öffentlich diffamierten, gleichviel ob sie dies nun von rechts oder von links taten. Sich jedoch allein auf die seitens Haecker fehlenden Angriffe auf die republikanische Staatsform zu berufen, könnte als nicht allzu weit tragendes Argument betrachtet werden. Um die Ansicht zu stützen, dass Haecker der Republik positiv gegenüberstand, können jedoch auch klare Aussagen seinerseits angeführt werden. Und zwar zum einen der Befund, dass er in „Satire und Polemik“ dem abgedankten Kaiser Wilhelm II. keine Träne nachweint, im Gegenteil.<sup>112</sup> Den Revolutionären bringt er auch wenig Sympathie entgegen, aber das hat wieder mit seiner Einschätzung der Grundlagen von deren Politik zu tun.<sup>113</sup> Seine Haltung zur Revolution „von links“ brachte Haecker im November 1920, also noch unter dem frischen Eindruck des Sturzes der Monarchie und der Auseinandersetzungen im Kontext der Republikgründung, folgendermaßen auf den Punkt: „Die Revolution dieser Tage ist ernst zu nehmen nur, weil sie *nicht* von Gott kommt, von ihm nur zugelassen wurde zur Strafe derer, die sie machten und derer, gegen die sie gemacht wurde; sie kann nicht ernst genommen werden als ‚Revolution‘ von uns, die nur eine einzige gelten lassen, nur auf die eine warten, die entscheidende Weltenzerstörende und Himmelbauende, harren mit der bekümmerten Sorge, dass wir an jenem Tage zu denen gehören möchten, die schuldlosen oder schuldbefreiten Herzens und aufrichtig rufen dürfen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“<sup>114</sup>

Der wichtigste Beleg dafür jedoch, dass Haecker die Republik grundsätzlich nicht nur akzeptierte, sondern bejahte, geht aus einem eindeutigen Umstand hervor: So weit ich sehe, hat sich Haecker nur ein einziges Mal in einem Organ geäußert, das im engeren Sinne der politischen Publizistik zuzurechnen ist (was beim „Brenner“ und dem „Hochland“ zweifellos nicht der Fall ist). Gemeint ist sein im April 1931 veröffentlichter Aufsatz „Der politische Mord“ in „Der Staat seid ihr. Zeitschrift für deutsche Politik“.<sup>115</sup> Diese Zeitschrift war kurzlebig, sie erschien nur einige Monate lang im Jahre 1931. Ihr Haupt-Herausgeber aber war kein anderer als Walter Dirks. Und Dirks war zweifellos einer der prominentesten „linkskatholischen“ Publizisten der Weimarer Republik, einer derjenigen, die sich rückhaltlos für die republikanische Staats- und die demokratische

<sup>111</sup> Haecker, *Satire und Polemik*, S. 205 f. Hervorhebungen im Original gesperrt gedruckt.

<sup>112</sup> Harsche Kritik an Monarchen und Regierungen übt er etwa in „*Satire und Polemik*“, S. 162 f.

<sup>113</sup> Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 226 ff.

<sup>114</sup> Haecker, *Satire und Polemik*, S. 253. Hervorhebung im Original gesperrt gedruckt.

<sup>115</sup> Haecker, Theodor: *Der politische Mord*, jetzt auch in Siefken/Hannsler, Haecker, S. 43–44.

Regierungsform einsetzen.<sup>116</sup> Wenn Haecker aber Dirks einen Beitrag lieferte, einen Beitrag zu einer Art von Publikationsorgan, für die er sonst nie schrieb, so darf man wohl unterstellen, dass ihn von Dirks kein fundamentaler politischer Dissens trennte, ja im Gegenteil, dass beide wesentliche Auffassungen teilten.

Ich halte mithin diesen knappen, nicht einmal zwei Seiten umfassenden Beitrag für Haeckers wichtigste unmittelbare politische Bekenntnisschrift. Neben der politischen Position des Herausgebers von „Der Staat seid ihr“ und dem Charakter dieser Zeitschrift spricht noch ein anderer Umstand für Haeckers prorepublikanische Einstellung, nämlich der Zeitpunkt, zu dem er seinen Beitrag veröffentlichte. Haecker exponierte sich damit zu einer Zeit, als die Agonie der Weimarer Republik längst begonnen hatte. Seit Ende 1929 hatte sich infolge der Weltwirtschaftskrise die ökonomische und soziale Situation in Deutschland drastisch verschlechtert. Insbesondere die Arbeitslosigkeit war sprunghaft angestiegen; zu Jahresbeginn 1931 waren bereits rund 4,8 Millionen Menschen als arbeitslos registriert, ihre Zahl stieg weiter rapide an. Dies überforderte das vorhandene soziale Sicherungssystem vollkommen und stürzte zahllose Menschen ins Elend.<sup>117</sup> Davon profitierten in erster Linie die radikalen politischen Strömungen von links und rechts. Besonders spektakulär fiel der Aufstieg der NSDAP aus: War sie mit 2,6 Prozent Anteil an den abgegebenen Wählerstimmen bei der Reichstagswahl im Mai 1928 noch als Splitterpartei anzusehen, so erreichte sie bei der folgenden Parlamentswahl im September 1930 bereits 18,3 Prozent der abgegebenen Stimmen. Sie überholte damit deutlich den politischen Katholizismus (Zentrum/BVP, 14,8 Prozent) und wurde hinter der SPD (24,5 Prozent) zur zweitstärksten politischen Kraft auf Reichsebene. Die KPD erreichte bei der Septemberwahl 1930 14,8 Prozent der abgegebenen Stimmen. Das bedeutete, dass sich bereits über 11,5 Millionen deutsche Wähler für Parteien entschieden hatten<sup>118</sup>, die explizit antidemokratisch eingestellt waren. Der seit März 1930 amtierende Reichskanzler Heinrich Brüning (Zentrum) konnte, da im Reichstag eine tragfähige Mehrheitsbildung nicht mehr möglich war, nur noch mit Hilfe des Notverordnungsrechtes des Reichspräsidenten regieren, das heißt eine parlamentarisch gestützte Regierungsform war nicht mehr möglich. Während der Reichstag also einer Selbstblockade unterlag, eskalierte auf den Straßen die Gewalt zwischen den radikalen Kräften. Allein in den ersten Monaten des Jahres 1931 waren mehrere Hundert Todesopfer zu beklagen.<sup>119</sup>

Und genau in diesem Augenblick erteilt Haecker den politischen Radikalen, zu deren Instrumentarium eben auch der „politische“ Mord gehörte, nicht

---

<sup>116</sup> Vgl. Ketterern, Bernd: Dirks, Walter, in: [http://www.bautz.de/bbkl/d/dirks\\_w.shtml](http://www.bautz.de/bbkl/d/dirks_w.shtml) (Zugriff 16. 06. 2005).

<sup>117</sup> Vgl. Grevelhörster, Weimarer Republik, S. 143 ff.

<sup>118</sup> Vgl. Grevelhörster, Weimarer Republik, S. 176.

<sup>119</sup> Vgl. Marcowitz, Reiner: Die Weimarer Republik 1929–1933, Darmstadt 2004, S. 38 bzw. S. 55 ff.

nur eine entschiedene Absage, nein es handelt sich um eine schallende Ohrfeige, denn Haecker spricht den Gewalttaten den politischen Gehalt rundweg ab. Sie haben, so meint er, mit dem schwerwiegenden, diffizilen Problem des „Tyrannenmordes“ gar nichts zu tun, sie seien vielmehr nichts als ein „Kurzschluss von Phrase und bloßliegenden Nerven.“<sup>120</sup> Es handelt sich, so Haecker weiter, um „eine widerliche Ehrlosigkeit, weil es diesseits jeglichen politischen Denkens vor sich geht“.<sup>121</sup> Und dann folgt die bündige Bestimmung: „Das Wesen des Staates ist Macht innerhalb des Rechtes.“<sup>122</sup>

Haecker formuliert hier auch noch einmal präzise sein Politikverständnis: „[...] Politik fängt für uns Abendländer erst mit dem Denken an, und das Denken fängt mit den Prinzipien an [...].“<sup>123</sup> Charakteristisch fällt dementsprechend Haeckers Rezept zur Lösung der herrschenden Krise aus; er erteilt keine konkreten Ratschläge für die tagespolitischen Kontroversen etwa um die richtige Wirtschaftspolitik, die während Brünnings Kanzlerschaft das zentrale Thema bildete<sup>124</sup>, er empfiehlt als *Voraussetzung* zur Problembewältigung den Politikern nur eines: „Das aber ist das erste, was heute in Deutschland auch politisch geschehen muß: Denken, Denken, Denken!“<sup>125</sup>

### III. Resümee

Theodor Haeckers unbedingte Gegnerschaft zum Nationalsozialismus war in seinen politischen Grundanschauungen längst vor 1933 angelegt. Wenn er in „Satire und Polemik“ in erster Linie den Liberalismus angriff, so deshalb, weil er diesen für die fortschreitende Erosion der ethischen Grundlagen des christlichen Abendlandes für verantwortlich hielt. Und diese Zersetzung dessen, was Haecker als die christlich bestimmten Prinzipien des Denkens und damit als Voraussetzung jeder richtigen Politik betrachtete, machte derartige Perversionen wie die NS-Ideologie und ihre gläubige Annahme durch ungezählte Menschen überhaupt erst möglich. Der „Ramsch der Werte“, die Unverbindlichkeit ließ viele Haltsuchende, die keine oder nur mehr eine äußerliche Bindung an das Christentum hatten, die vermeintlich „stabilen“ Grundlagen der rassenideologisch definierten Lehre vom „ewigen Deutschtum“ annehmen. Es besteht also durchaus kein Widerspruch zwischen der politischen Haltung des Autors von „Satire und Polemik“ und dem der „Tag- und Nachtbücher“; ersteres Buch könnte als

<sup>120</sup> Haecker, Politischer Mord, S. 43.

<sup>121</sup> Haecker, Politischer Mord, S. 43.

<sup>122</sup> Haecker, Politischer Mord, S. 43.

<sup>123</sup> Haecker, Politischer Mord, S. 43.

<sup>124</sup> Vgl. Marcowitz, Weimarer Republik, S. 64 ff.

<sup>125</sup> Haecker, Politischer Mord, S. 44.

Diagnose der Ursachen des geistigen Verfalls betrachtet, letzteres gewissermaßen als Pathologie der Folgen ein und desselben Verfallsprozesses gesehen werden. Und Haeckers Gesamtwerk gewinnt eine beeindruckende Geschlossenheit, wenn man sich vergegenwärtigt, dass zwischen den „negativen“ Büchern zu Beginn und am Ende seiner Existenz als Autor die „kleinen Bücher“ aus den 1930er-Jahren stehen: Sie richten „positiv“ gegen den herrschenden Strom des Zeitgeistes das christliche Menschen- und Geschichtsbild mit faszinierender sprachlicher Durchschlagskraft auf. So gesehen kommt der Frage, in wie weit Haecker als origineller Denker zu betrachten ist, allenfalls zweitrangige Bedeutung zu. Er war jedenfalls ein großer Erinnerer, er legte frei und machte zugänglich, was für die Mehrheit seiner Zeitgenossen vom „Ramsch“ verschüttet war. Darin liegt seine wesentliche Bedeutung für die Zeitgenossen von damals.

Es dürfte aus der vorstehenden Untersuchung erkennbar geworden sein, dass es bei der Frage nach Haeckers im engeren Sinne politischen Standort weitaus einfacher ist, offenzulegen, wogegen er war, als wofür er sich einsetzte. Gleichwohl sollte auch deutlich geworden sein, dass Haecker der autoritär regierten Monarchie des wilhelminischen Reiches nicht anhing. Karin Masser glaubte allerdings, Haecker ein „konservativ-autoritäre[s] Denken“ unterstellen zu müssen, das „nicht notwendigerweise in das Ideengut des Nationalsozialismus einmünden [musste], in ihm wurzelt in gleicher Weise beispielsweise die Geisteshaltung des politischen Katholizismus. Und Haecker ist [...] Ideologe dieser Geisteshaltung“.<sup>126</sup> Diese Aussage zeugt einerseits von wenig Einblick in den Charakter des „politischen Katholizismus“, der zeit seiner Existenz ein nach innen ausgesprochen heterogenes Gebilde war; daher gab es nie „die Geisteshaltung“ des politischen Katholizismus. Sein politischer Kurs war wechselnden Konjunkturen unterworfen – durchgängig „konservativ-autoritär“ war er gewiss nicht. Masser hätte gut daran getan, sich klar zu machen, dass zu Beginn der Weimarer Republik ein Joseph Wirth („Der Feind steht rechts!“), der auf die Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten setzte, Reichskanzler war, und gegen ihr Ende hin ein Heinrich Brüning, der später bekannte, sein Ziel sei die Wiedererrichtung der Monarchie gewesen. Und beide waren Repräsentanten des politischen Katholizismus, Angehörige der gleichen Partei, des Zentrums nämlich.<sup>127</sup> Haecker nun als „Ideologe[n] dieser Geisteshaltung“ zu bezeichnen, ist schon dadurch unsinnig, dass „diese Geisteshaltung“ im Zentrum eben gar nicht allein existierte, sondern „konservativ-autoritäre“ Anschauungen lediglich eine mögliche parteiinterne Position darstellten – und nicht einmal die führende. Denn als

---

<sup>126</sup> Masser, Haecker, S. 35. Dafür, dass Haecker angeblich den „konservativ-autoritären Staat katholischer Prägung“ befürwortete, ja dass er gewissermaßen den österreichischen „Ständestaat“ inspirierte (a. a. O. S. 39 ff.), bleibt Masser bezeichnenderweise jeden konkreten Beleg schuldig.

<sup>127</sup> Vgl. Lönne, Karl-Egon: Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1986, bes. S. 217 ff.

im Juni 1932 Franz von Papen als Nachfolger Brüning zum Reichskanzler berufen wurde, so war dieser zweifellos ein Vertreter konservativ-autoritärer Anschauungen im Zentrum – aber er verließ die Partei unmittelbar vor seiner Ernennung, da sie einem Mann wie Papen mehrheitlich eben nicht folgen mochte.<sup>128</sup> Masser bleibt im übrigen jeden konkreten Beleg für ihre Wertung von Haeckers Position schuldig; entgangen ist ihr offenbar auch, dass er wenigstens einen prominenten Anhänger autoritär-monarchistischer Ideen im deutschen Katholizismus wütend angegriffen hat. In „Satire und Polemik“ nämlich bezeichnet er den Münchner Erzbischof Michael von Faulhaber als „Staatschristen“, und das ist keineswegs freundlich gemeint.<sup>129</sup> Bekanntlich hat auch Konrad Adenauer als Präsident des Münchner Katholikentags von 1922 auf antirepublikanische Äußerungen Faulhabers mit einer entschiedenen Zurückweisung reagiert.<sup>130</sup>

Eine direkte parteipolitische Zuordnung Haeckers ist gewiss nicht möglich; ein kritikloser Anhänger des Zentrums ist er zweifellos nicht gewesen, dazu war der Kurs der Partei viel zu schwankend – und keine klare Linie zu haben, das war etwas, was Haecker wesensmäßig zutiefst widerstrebte und etwas, was ihn wohl zugleich zum praktischen Politiker, zumal innerhalb einer notwendig auf Kompromisslösungen angewiesenen Demokratie gänzlich ungeeignet machte. Aber die praktische Politik hat ihn ja auch offenbar nie angezogen. Eine prinzipielle politische Zuordnung Haeckers kann hier gleichwohl vorgenommen werden. Seine Beziehung zu Walter Dirks und sein Artikel „Der politische Mord“ vom Frühjahr 1931 wurden als Beleg dafür herangezogen, dass Haecker grundsätzlich hinter der demokratisch regierten Republik stand.

Diese Unterstützung der Republik war wiederum keineswegs kritikfrei. Vielmehr spricht einiges dafür, dass Haecker die von der fast unbeschränkt „offenen“ Konstruktion der Verfassung der Weimarer Republik sich deutlich absetzende, nach 1945 im Westen Deutschlands geschaffene „wehrhafte Demokratie“ bevorzugt haben würde. So gibt es in den „Tag- und Nachtbücher“ neben den von ohnmächtigem Zorn geprägten Charakterisierungen der NS-Führung kaum positive Bezüge auf Politiker anderen Zuschnitts. Umso bemerkenswerter ist eine lobende Erwähnung des amerikanischen Präsidenten Franklin Delano Roosevelt.<sup>131</sup> Und zwar erfolgt diese gerade in dem Moment, als Haecker offenbar Kenntnis erhalten hatte von Roosevelts Rundfunkrede vom 29. Dezember 1940. Hier hatte Roosevelt erklärt, die USA müssten fortan als „Arsenal der Demokratie“ fungieren. Das war nichts anderes als das offene Bekenntnis zu einer

<sup>128</sup> Vgl. Wistrich, *Wer war wer*, S. 261 ff.

<sup>129</sup> Vgl. Haecker, *Satire und Polemik*, S. 175; erneut gegen Faulhaber S. 236.

<sup>130</sup> Vgl. Hummel, Karl-Joseph: *Katholikentage in Bayern*, in: *Historisches Lexikon Bayerns*, in: [www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44736](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44736) (15. 02. 2007) (Zugriff 16. 04. 2007)

<sup>131</sup> Vgl. Haecker, *Tag- und Nachtbücher*, S. 144 (30. 12. 1940)

Unterstützung Großbritanniens auch durch Waffenlieferungen, Großbritannien, das zu diesem Zeitpunkt nach der vorangegangenen Niederlage Frankreichs und der Eroberung halb Europas durch die Wehrmacht, allein und vermeintlich auf verlorenem Posten den Krieg gegen NS-Deutschland fortführte. Fast genau ein Jahr später sind die Vereinigten Staaten dann unter Roosevelts Führung unter Überwindung nicht unerheblicher innerer Widerstände offen in den Krieg gegen Deutschland eingetreten, den Krieg, den der US-Präsident als „crusade for democracy“ verstand.<sup>132</sup>

Bald nach seinem positiven Bezug auf Roosevelt hat Haecker in den „Tag- und Nachtbüchern“ den demokratisch verfassten Staaten obendrein eine nachdrückliche Mahnung zuteil werden lassen: „Die liberalen Demokratien gehen zugrunde oder werden zugrunde gehen (wenn sie nicht Vorkehrungen treffen) am Mangel der ‚Verbindlichkeit‘. Es ist, wie wenn ein Körper an Mangel an Vitaminen zugrunde geht. Scheinbar ist alles da, nur eine Kleinigkeit *anderer* Ordnung fehlt. Das ‚Verbindliche‘ ist eine *Kraft* an sich [...]. Wo nichts mehr verbindlich ist, da ist Schwäche, da ist der ‚Laue‘, von dem die Offenbarung spricht.“<sup>133</sup>

Gerade hier an diesem Punkt liegt die unerhörte Aktualität Theodor Haeckers, der seiner ganzen Natur nach gewissermaßen unablässig als „Herold der Verbindlichkeit“ auftrat. Ich bin fest davon überzeugt, dass Sätze wie „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“<sup>134</sup> Haeckers uneingeschränkte Zustimmung gefunden haben würden. Wenn die Väter des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland dies – ganz bewusst abweichend von der bisherigen deutschen Verfassungstradition – 1948/49 zusammen mit dem Katalog der Grundrechte als unverbrüchlich „unmittelbar geltendes Recht“ an die Spitze des neuen Verfassungstextes stellten, so taten sie nichts anderes als den offenkundigen „Mangel an Verbindlichkeit“, welcher der demokratischen Verfassung von 1919 eigen gewesen war, mit allem Nachdruck zu korrigieren. Nicht von ungefähr hat die NS-Diktatur es nie für nötig befunden, die Verfassung der Weimarer Republik in aller Form aufzuheben. Die – nach dem Verfassungstext selbst sogar formal legale – Suspendierung der auch hier enthaltenen Grundrechte durch die „Reichstagsbrandverordnung“ vom 28. Februar 1933 genügte vollkommen als „Rechtsgrundlage“ für die Diktatur, die die Würde des Menschen mit Füßen trat und damit Schande über den deutschen Namen gebracht hat, die jedem Deutschen, der historisches Bewusstsein besitzt, gleich welcher Generation er ange-

<sup>132</sup> Vgl. Posener, Alan: Franklin Delano Roosevelt, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 104 ff.

<sup>133</sup> Haecker, Tag- und Nachtbücher, S. 100 (Sommer 1940).

<sup>134</sup> Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949, Art. 1, Abs. 1, in: Sautter, Udo: Deutsche Geschichte seit 1815: Daten, Fakten, Dokumente, Bd. II Verfassungen, Tübingen, Basel 2004, S. 197.

hört, zeit seines Lebens in schmerzlicher und peiniger Weise gegenwärtig bleiben muss.

Dergleichen wäre mit dem Grundgesetz gewiss nicht, sondern nur offen gegen es möglich, weil es eine unbedingte Verbindlichkeit der Grundrechte vorschreibt, mithin das Wesen der Bundesrepublik als Rechtsstaat im Grunde genau gemäß Haeckers Definition festlegt: „Das Wesen des Staates ist Macht innerhalb des Rechtes.“

Mit solchen Sätzen eherner Verbindlichkeit bleibt Theodor Haecker, so meine ich, in einer Bundesrepublik, die ihr eigenes Grundgesetz ernst nimmt, ein Autor von dauernder Aktualität. Eine Gesellschaft, die freilich die Unverbindlichkeit noch mehr zum Zentrum ihres allgemeinen Credo macht als bisher schon, wird ihn vergessen – und eines Tages das Grundgesetz verspielt haben, weil ihr der Geist, aus dem es entstanden ist, zur Gänze unverständlich geworden ist.